

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzaehlungen und Aufsaeetze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Eines Schülers Weihnachten.

(Mit einer Abbildung.)

Das Häuschen des Pierre Jousfand war niedrig und bescheiden, und beherbergte eine äußerst arme Familie.

Etwa zwanzig Jahre waren dahingegangen, seitdem P. Jousfand seinen Stamm gegründet: seine Ehehälfte hatte ihm bisher vier Kinder geschenkt, die bereits groß wurden und den väterlichen Finanzplan sehr belasteten. Man hatte alle Mühe, trotz der möglichst sparsamen Lebensweise, das Jahr hindurch mit dem geringen Einkommen auszureichen.

Ich könnte das Dorf nennen, wo sich diese Geschichte zugetragen. Zu was aber? Die Hauptperson derselben hat mir's ausdrücklich verboten. Es genügt ja zu wissen, daß der in Frage stehende Ort am Fuße eines größeren Hügels liegt, der mit Staatswaldungen bedeckt ist; daß die Jousfands seit zweihundert Jahren, vom Vater auf den Sohn, stets Holzhauer gewesen; daß Pierre, das jetzige Familienhaupt, mit Hilfe seiner zwei ältesten Söhne von morgens früh bis abends spät eine Menge Holz zusammenhaute und gegen die Ratten einen unablässigen Krieg führte; daß seine Tochter Agnes demnächst fünfzehn Jahre zählen wird, und daß sein jüngstes Kind, Georg mit Namen, im zwölften Lebensjahre steht und es seinem leidenden Zustande und seiner schwächlichen Natur zu verdanken hat, wenn er die Schule besuchen darf, ein den übrigen verweigerter Glück.

Die Jousfands waren sonst brave Leute; für die Wichtigkeit des Unterrichts hatten sie aber kein Verständniß.

Was brauchen sie Gelehrte zu sein? sagte der Hausvater, wenn er von seinen Kindern redete. Wenn sie nur kräftige Glieder haben, um Eichbäume umzuhauen und ihr Brod verdienen zu können, was bedürfen sie mehr?

Von diesem Standpunkte ausgehend, konnten die zwei ältesten Knaben, gerade wie ihre

Eltern, weder lesen noch schreiben; die Tochter allein hatte bei der Schullehrerin des benachbarten Dorfes die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens gelernt, und sie hatte, bloß zum Zeitvertreib, wie sie sagte, ihren jüngern Bruder das A, B, C, D . . . gelehrt.

Georg hatte sich rasch die Lesekunst angeeignet; das geringste Stück Papier, wenn es nur bedruckt war, machte ihm Vergnügen; gierig verschlang er's mit den Augen, und noch lange nachher dachte er daran. Eines Tages fand er auf der Straße ein Stückchen Bleistift, das einem Reisenden aus der Tasche gefallen war; er hob es eilig auf und auf allen Wänden des Häuschens versuchte er, die gedruckten Buchstaben, so weit er sie im Gedächtnisse hatte, nachzubilden.

— Der Bube da wird nie zu etwas Gutem tauglich sein, sagte Pierre Jousfand eines Morgens zu seiner Frau; bedenkt man, daß er schon über zwölf Jahre alt ist und noch keine Holzswelle zusammenzubinden weiß! In seinem Alter leisteten mir seine beiden Brüder bereits Dienste.

— Was willst du, Pierre, das arme Kind ist kränklich, während seine Brüder groß und kräftig sind; hättest du wohl das Herz, ihn wie sie zu deiner harten Arbeit heranzuziehen?

— Das will ich nicht sagen, erwiederte der Holzhauer, sich hinter dem Ohr kratzend; indes . . . willst du wissen, was ich eigentlich im Busen habe? Nun denn! aus deinem Georg wird nichts anders als ein Faulenzer werden.

Zwei Jahre flossen dahin, rasch wie ein Traum. — Georg, zwar nicht stark und kräftig, aber weniger leidend als früher, hatte fleißig die Schule des Herrn Revoil besucht, und seine bemerkenswerthen Fortschritte in sämtlicher Unterrichtsfächern lenkten die Aufmerksamkeit auf seine frühreifen Verstandeskkräfte, die bloß der Leitung bedurften, um zur vollkommenen Entwicklung zu gelangen: „Des Holzhauers Bube hat einen guten Kopf, der kann etwas werden,“ so sprach bisweilen der Schulmeister,

„er muß durchaus, koste es was es wolle, et-
was anderes werden als Holzhauer.“

Das Dorf, wovon wir reden, hatte bloß
eine gemischte Schule; nur eine dünne Wand
trennte die Kinder beiderlei Geschlechtes, und
nach der Schule spütete sich jedes, um mög-
lichst schnell nach Hause zu kommen.

Georg aber, nicht so weit fortgeschritten als
seine Mitschüler, blieb nach dem gemeinsamen
Unterricht in der Schule zurück und arbeitete
unter den Augen des Lehrers; die Tochter
des letztern, eine hübsche Brünette von kaum
neun Jahren und für ihr Alter schon sehr ge-
lehrt, wohnte der Stunde bei. Wurde mitun-
ter aus irgend einer Ursache Herr Revoil hin-
ausgerufen, so ersetzte Odette ihren Vater
und half dem unwissenden Schüler bei dessen
Studium aus. Wie häufig mußte da nicht das
liebenswürdige Mädchen seinem Schulkamera-
den Aufklärungen geben, und wie oft kam eine
schwierige Regel der Grammatik nur durch die
dienstfertige Weisung Odettes zur Anwen-
dung?

Das wäre mir nicht leicht zu sagen.

Wenn Georg die Kenntnisse der Lehrers-
tochter mit den seinigen verglich, versprach er
sich, alles mögliche thun zu wollen, um hinter
seiner Gefährtin nicht zurück zu bleiben. Daher
rührt vielleicht der Studienleiß, welcher sich
bei ihm so erfolgreich entwickelte und ihm die
zum Unterricht verwendeten Stunden so an-
genehm machte.

An den ausdauernden Bestrebungen und
den Fortschritten beider Kinder hatte Herr
Revoil ein ungemeines Vergnügen: er freute
sich herzlich. Er fühlte in sich eine aufrichtige
Zuneigung zum armen Knaben, wenn dieser
auch so schwächig und schwächlich aussah;
war er doch mit so herrlichen Geistesgaben aus-
gestattet! Der Lehrer ahnte, daß in dem kränk-
lichen Körper ein liebendes und edles Herz,
eine ehrliche Seele, ein auserwählter Geist
herrschen mußte, der ihm vielleicht eines Ta-
ges Ehre eintragen würde.

Während der beiden letztverfloffenen Jahre
war im Hause des Pierre Joussand nichts be-
sonderes vorgekommen. Kaum schenkte er seinem
jüngsten Kinde hie und da einige Aufmerk-
samkeit; bisweilen, wenn er Georg an der
Tischdecke, beim unsichern Schein des Talglicht-

tes, mit seinen Schulaufgaben beschäftigt sah,
zuckte er verächtlich die Achseln und ging zur
Stube hinaus; nie zog ihn die Neugierde in
die Nähe des fleißigen Jünglings; nie kam ein
Wort der Ermutigung aus seinem Munde.
Von hundert Schülern hätte vielleicht kein ein-
ziger in sich selbst die nöthige Willenskraft zur
Fortsetzung der so schwierigen und mißkann-
ten Arbeit gefunden. Georg aber schien nichts
zu sehen und arbeitete allfort.

Bei der Preisvertheilung hatte er drei erste
Preise erhalten. Seine Mutter allein, welche
hinter dem Rücken ihres Mannes der erheben-
den Feierlichkeit beiwohnte, fühlte sich beim
wiederholten Namensaufruf ihres Sohnes
stolz und glücklich. Die übrigen durchblätterten
die Bücher von vorn bis hinten und von hin-
ten bis vorn, und warfen die Bände auf den
Tisch, dumm und einfältig lachend.

— Drei elende Bücher für ein ganzes Schul-
jahr, das ist, ma foi, das ganze Resultat!
höhnte Pierre Joussand; zu dreißig Sous ge-
rechnet, macht es zusammen vier Franken
fünfzig Centimes, wie!

Armer Junge!

Am Weihnachtabend desselben Jahres, als
die Holzhauersfamilie am großen Kaminfeuer
der Stube, die zugleich als Speisezimmer und
Küche diente, beisammen saß und sich wärmte,
klopfte es auf einmal an der Thüre.

— Eh! sagte das Familienhaupt, wer mag
jezt zu uns kommen, zu dieser Stunde, bei ei-
nem solchen Wetter?

Draußen fiel wirklich dichter Schnee, und
die Wege, vom blendenden Winterflaum bedeckt,
waren seit Beginn der Nacht von Menschen-
füßen nicht berührt worden.

— Man pochte ein zweites Mal.

— Geh denn aufmachen, Agnes! Es ist
allewege ein Reisender, der Hilfe braucht!

Das Mädchen ging und zog den Riegel.
Ein Mann trat in die Stube, es war der Schul-
meister.

— Wie! Sie bei uns, Herr Revoil, rief
Georgens Mutter aus; denn sie hatte ihn zu-
erst erkannt.

— Ja, ich selbst, meine Freunde!

Pierre Joussand stand von seinem Stroh-
fessel auf, zog maschinenmäßig seine Baum-
wollmütze mit unzähligen Streifen vom Kopfe



Oft ersetzte Doctte ihren Vater und half dem unwissenden Schüler bei dessen Studium aus.

und, um sich eine gute Haltung zu geben, drehte sie in seiner Hand hin und her. — Georg ging lächelnd seinem herzoglichen Lehrer entgegen, und dieser gab ihm einen Kuß.

— Laßt euch nicht stören, sprach Herr Revoil, der wahrnahm, welche Sensation seine Gegenwart im Hause hervorbrachte; alle sitzen, oder ich gehe fort! — Sehet, fügte er hinzu, wäre es auch nur um euch das Beispiel zu geben, ich nehme diesen Stuhl und setze mich neben euch zum wohlthuenden Feuer; denn ich habe Wichtiges mit euch zu sprechen; gerade deshalb komme ich ja.

Ein jedes nahm seinen Platz wieder ein, und alle sperrten Maul und Nase auf.

— So denn, Herr Joussand, setzte der Lehrer hinzu, seid ihr mit euerm Georg zufrieden? Was mich anbelangt, so will ich euch gleich sagen, daß ich mit ihm ganz zufrieden bin.

Der Holzhauer fand kein einziges Wort zu antworten: sein Gesicht, völlig ausdruckslos, schien anzudeuten, daß das seinem jüngsten Sohne geltende Lob ihn vollkommen kalt ließ.

— Ich habe mich über ihn nicht zu beklagen, versetzte er endlich; der Bube macht mir keinen Verdruß, aber auch keine Zufriedenheit: denn in nichts hilft er mir bei der Arbeit.

— Ihr denkt doch nicht daran, einen Holzhauer aus ihm zu machen, was?

— Warum nicht? Jenes Handwerk ernährt seinen Mann, wie so viele andere; mit ihm kann ich ja meine vier Kinder aufziehen.

— Das Handwerk ist allerdings recht ehrenhaft, erwiederte Herr Revoil, und ich kenne manche andere, die es nicht werth sind; aber um es zu betreiben, braucht man vor allem Körperkraft, und meines Erachtens hat euer Georg dieselbe nicht.

Ein Seufzer war die Antwort des Holzhauers.

— Da er nicht bei euch im Wald bleiben kann, habt ihr schon daran gedacht, daß er einen andern Lebensberuf finde, eine Beschäftigung die mit seinen Anlagen, seinen Fähigkeiten, seinem Charakter stimme?

— An derlei Dinge habe ich noch gar nicht gedacht. Gerade wie wenn ich Zeit hätte, über Derartiges nachzudenken. Ich kenne nur die Arbeit, ich; sonst weiß ich nichts, ich bin kein Doktor!

— Georg steht jetzt in seinem vierzehnten Jahre, und die Zeit ist gekommen, in Bezug auf ihn einen Entschluß zu fassen.

— Sie haben tausendmal recht, fuhr die Mutter des Georg fort; was wollen Sie aber, die armen Leute kennen weder Freunde noch Gönner!

— Habt doch nicht so falsche Auffassungen, versetzte der Lehrer; die ehrlichen Leute, welches auch ihr Stand sei, haben nach Verhältniß ihres Verstandes und ihrer Lehre Anspruch auf eine Stellung in der Gesellschaft. Warum diese fatalistische Entmuthigung? Hört! wollt ihr aus euerm Sohne einen Schullehrer machen?

— Gerechter Gott! heiliger Himmel! ist das möglich, murmelte Frau Joussand.

— Warum nicht? — Beim Lehrerseminar gibt es mehrere Stipendien; vielleicht gelingt es mir, ein solches für Georg zu erhalten.

— Nein, schrie mit starker Stimme Pierre Joussand, nein, ich will in meinem Hause keine Gelehrte haben, sage ich euch.

— Dieser Grund hat keinen Werth, erwiederte Herr Revoil; hat man je einen Vater gesehen, der sich weigert, seinem Kinde eine ehrenhafte Zukunft zu sichern, ihm außer der seinigen jede andere Laufbahn verschließt, um es für alle Zeiten zum Wellenmachen zu verurtheilen, wenn man Holzhauer ist?

— Was geht mich das an, was andere thun? versetzte Georgens Vater zornig; ich lasse jedem die Freiheit, zu handeln wie es ihm gefällt; ich mische mich in keines Menschen Geschäfte ein, und ich verbitte mir auch jede Einmischung in die meinigen.

— Bitte um Entschuldigung, Herr Joussand, sagte ganz sanft der Schulmeister, indem er aufstand und sich zum Weggehen anschickte; ich hatte beim Hieherkommen nur den einen Zweck, euch und euerm Sohne nützlich zu sein; da aber mein Anerbieten eure Zustimmung nicht findet, so wollen wir davon weiter nicht mehr sprechen.

Georg unterdrückte einen Seufzer; das arme Kind sah seine schönste Hoffnung getäuscht, den Traum seines Lebens zerronnen.

Frau Joussand faltete verzweifelt ihre Hände und erhob dieselben zum Himmel. Die übrigen Kinder, dem Austritt gegenüber mehr oder weniger gleichgültig, hörten der Unterredung still zu.

Da Pierre Joussand sah, daß Herr Revoil sich entfernen wollte, stellte er sich vor die Thüre.

— Bleibet, machte er, ich will nicht, daß ihr einen schlechten Eindruck von meiner Person aus dem Hause mitnehmet. Ich bin hitzig, mürrisch, mitunter heftig; das Herz aber ist gut; sehet, gebt mir die Hand.

— Ganz gerne.

— Ihr seid ein ehrenwerther Mann, Herr Revoil, ich schätze euch, und ich werde nie vergessen, daß ihr uns gut gesinnt seid.

— Wenn ihr diese Ueberzeugung habt, dann warum lehnt ihr das Anerbieten ab?

— Wenn ich offen mit euch reden soll, so hört denn: ich will nicht, daß der Bube ein „Herr“ werde, weil er einst seinen Vater verachten würde, weil er sich bei anderen seiner Eltern schämen würde, weil es gar oft schwer fällt, seinem Stand enthoben zu werden.

— Wenn ihr euerm Sohne derartige Gesinnungen zumuthet, so kennet ihr ihn nicht. Ich verbürge euch seine Ehrerbietigkeit für euch und seine Liebe für all' die Seinen: Georg ist ein edles Herz, glaubet meinem Worte. Verschließet ihm seine Laufbahn nicht, er wird später der Ruhm und die Stütze eurer alten Tage sein.

Ein heftiger Kampf schien sich im Innern von Pierre Joussand zu regen: seine Brust schwellte an; seine Hand drehte ganz fieberhaft die gestreifte Mütze hin und her; eine Thräne stieg ihm aus dem Herzen ins Auge.

— Meinnetwegen... so machet denn, meinte er, aber daß es niemand gereue!

Georg sprang dem Vater um den Hals und küßte ihn zu wiederholten Malen mit unvergleichlicher Zärtlichkeit. Frau Joussand, überglücklich, aber ganz zitternd, fand zur Schilderung ihrer Gemüthsbewegung nichts als folgendes Wort:

— Oh! mein alter Pierre, wie gut du bist!

Vierzehn Tage nachher trat Georg in das Lehrerseminar zu R. . .

Seit jenem Weihnachtsabend sind zwanzig Jahre dahingegangen.

Was ist aus dem Holzhauerskinde geworden? so fragt gewiß jeder Leser.

Georg hat seinen Weg gemacht, hat es weit gebracht. Den Hoffnungen seiner Lehrer hat

er vollkommen entsprochen, und heute ist des Holzhauers Sohn Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts; vor zehn Jahren hat er sich mit Odette verheirathet.

So oft er sich seinen Amtspflichten einigermaßen entziehen kann, besucht er seine bejahrten Eltern, überhäuft sie mit den innigsten Liebesbeweisen und verlebt mit ihnen vertraute Stunden, die der Seele so wohlthun und allen so heilsam sind!

Die ganze Familie, durch ihn gut versorgt und untergebracht, lebt glücklich und geachtet; die Unwissenheit ist aus dem Vaterhause gehannt; seine Brüder haben auch die Wohlthaten des Unterrichts genießen wollen, und ihre Kinder, von Eifer und Fleiß beseelt, werden voraussichtlich ihrem Lande nützlich sein.

Herr Revoil ist mit Recht stolz auf sein Werk. Bedeutendere Stellen wurden ihm angeboten; allein es gefällt ihm auf dem Lande, im Dorfe, wo er bereits ein ganzes Geschlecht unterrichtet hat. Dann sieht er auch alljährlich „seinen Georg“, seinen Lieblingsjünger, den Zögling, der ihm am meisten Ehre eingebracht hat, den Vater seiner Kindeskinde!

Jedes Jahr nämlich, an Weihnachten, zum Andenken an den von seinem Vater auf Anregung des würdigen Schullehrers gefassten Beschluß, kommt der Generalinspektor der Universität ins Dorf und versammelt am Familientisch Eltern, Verwandte und Freunde.

Zur Zeit, da diese Weihnachtsgeschichte erscheint, ist zweifelsohne Georg Joussand wieder bei den Seinen, mit Odette und den Kindern.

Der lieben Familie glückliche Weihnachten!

Sophonyme Doudier.

Der kleine Peter.

(Eine Erinnerung aus Dieppe.)

(Mit einer großen Abbildung.)

Wenn der Reisende nach Dieppe kömmt, hat er nichts Besseres und Siligeres zu thun, als seine raschen Schritte nach dem breiten Meeres-Ufer zu lenken, das links und rechts durch imposante steile Felsenabhänge abgeschlossen ist, und dessen Pierde die herrliche Badeanstalt der Bains-Là bildet. Indem er

dort die schönen Gasthäuser und prächtigen Villas der Aguado-Straße hinter sich hat, läßt er sich unwillkürlich auf einer Sitzbank des Stadtgartens nieder, verkostet den ihm vom Meer zugeführten Windesduft, und läßt seine Blicke in süßer Ruhe über die unabsehbare Wasserebene dahinschweifen, worin sich das Blau des Himmels und die Strahlen der Sonne wieder spiegeln: ein köstliches Farniente mit poetischer Träumerei, in welcher der Mensch vom Erhabenen und Geheimnißvollen der Schöpfung Gottes Besitz nimmt. Ah! wie in solchen Augenblicken der Gedanke beflügelt ist und auf der schäumenden Fläche der in majestätischer Ordnung fortrollenden Fluten dahingleitet: jener Fluten, die, soeben schrecklich tosend, jetzt lieblosend auf dem Strandkiesel verlaufen!

Auch kein geringes Interesse bieten die Schiffe, indem dieselben die inneren Bassins verlassen, vom Gestade sich entfernen und dem hohen Meer zusteuern, während sie hin und her, herüber und hinüber geschaukelt werden. Von Ferne hört man auf dem Damm den Lärm der Holzschuhe und Galoschen, und das Gemurmel der Stimmen: die armen Leute, Männer, Frauen und Kinder, die hin- und herlaufen und ihren lieben Absagelnden „Lebewohl!“ zrufen. Die von Dieppe abgehenden Schiffe sind meistens keine glänzenden Dampfboote, die, mit Reichtümern und Touristen beladen, stolz das Meer durchfahren und sich auf ihre solide Maschine verlassen; es sind vielmehr große, schwere Rähne, durch Segel fortbewegte Barken, die der Wind umher schleudert, bald auf dem Gipfel der Wogen treibend, bald in der Tiefe versunken, und so mühevoll vorrückend, daß einem Zweifel aufsteigen, ob sie je einmal über Havre hinauskommen. Und doch gehen sie weit, sehr weit, oft bis nach Neufundland auf den Stockfischfang. Welch' eine warme Obsorge und was für Segenswünsche begleiten sie nicht bei der Abreise und noch lange nachher!

Wenn Ihr Blick auf dem beweglichen Bild lang genug umhergeschweift und Ihre Neugierde durch einen Besuch des auf der Anhöhe so fest gelagerten Schlosses aus dem fünfzehnten Jahrhunderte vollends befriedigt ist, dann wenden Sie auch Ihre Augen auf den beschei-

denen Theil von Dieppe, auf den Pollet, eine eigene Stadt bildend, wie verbannt auf der andern Seite der Bassins liegend: eine Landzunge, von schmalen, schwarzen, schlecht gepflasterten Gassen durchzogen, wohin das Tageslicht kaum heruntersteigt und wo Freude und Luxus keinen Zutritt haben.

Der Pollet, wo Arbeit und harte Lebens-thätigkeit herrschen, ist stets durch die Zornausbrüche des Oceans bedroht.

Im Pollet wohnt eine eigenartige Bevölkerung, die man weiß nicht woher, vielleicht von Venedig gekommen ist, und einen südländischen Dialekt spricht; eine dunklere Menschenrasse als der gewöhnliche Diepper, und der Diepper behandelte dieselbe lange Zeit hindurch als Hergelaufene, mit Abneigung und Verachtung.

In dem absonderlichen Nest haben sich die alten Sitten treu erhalten; an der Hausthüre sitzen Frauen auf Schemeln und beschäftigen sich mit Stricken und Spinnen, während die übrigen ihre Körbe, worin die Seefische zu Markt getragen worden, reinigen und auswachen; die Männer ihrerseits setzen die Barke und das Segel instand. Jedermann ist thätig, bis auf die Kinder, und am Abend, beim Zeichnen der Nachtglocke, ziehen sich alle in die gemeinsame Stube — eine andere gibt es nicht — zurück, zum Essen und zum Gebet. An den Ecken der abschüssigen Gäßchen bemerkt man kleine Muttergottesbilder; denn die allerseeligste Jungfrau ist die Beschützerin der Matrosen, der Fischer, — der Meeresstern, maris Stella.

Welch' warme Andachtsseufzer sind nicht schon zu diesen Bildern aufgestiegen, Stofgebete mit Thränen vermischt!

Und wie oft betet man dort nicht für Abwesende, die nie mehr zurückkommen werden!

II.

Im ganzen Pollet gab es keinen so freimüthigen, so unerschrockenen Seemann, als Martin Lefèvre einer war. Seitdem er sich selbst kannte, hatte Martin Lefèvre mit dem Ocean gespielt, und in Wirklichkeit fühlte er sich auf dem Gipfel der Wellen viel wohler als auf festem Erdboden. An der langen Küste war kein Winkel, wo man sein langes sonnenver-

branntes Gesicht nicht gesehen hätte; keiner hatte so kräftige Hände wie er, um ein Tau aufzuziehen, ein Segel zu spannen oder ein Netz auszuwerfen. In den Ruhestunden — die, das muß man sagen, äußerst selten waren — gab es keinen angenehmen Kameraden als Martin Lefèvre, der, beim Rauchen der Pfeife oder beim Austrinken des Weinkruges, immer eine Geschichte aus dem Lande zu erzählen oder ein Schiffsjungenlied anzustimmen wußte.

Zum Unglück und in Folge des über die Welt verhängten Schicksals, nach welchem auch der gescheidieste Mensch irgend einen Fehler begehen muß, nahm Martin zur Lebensgefährtin nicht eine kräftige Frauensperson aus dem Pollet, die sich an seinen Unternehmungen betheiliget haben würde. Das Verhängniß wollte, daß er der Tochter eines Ackerers aus Argues in den Weg trat: Jeanne Desirée war ein blondes, zartes, reizendes Mädchen, kannte aber nichts von den gefährlichen Arbeiten auf dem Wasser.

Sie war denn nicht, wie ihre Nachbarinnen und Freundinnen — jedermann hatte sie nämlich gern, das sanfte und liebenswürdige Wesen — von Kindheit auf an die Erschütterungen des seemannischen Lebens gewöhnt worden. Ihren Mann abreisen sehen, ihn lange, sehr lange zurückwarten, weinend für ihn beten, gar oft im Bette aufrecht sitzen und dem Zischen und Pfeifen des Sturmwindes zuhören, sich stets sagen müssen: „Jetzt ist seine Barke vielleicht unter den Wellen begraben!“ Derartige Regungen und Stöße waren zu heftig für das schwächliche Geschöpf. Eine jede der Seereisen Martins entriß der jungen Frau ein Stück von ihrem Leben. Bei seinem letzten Weggehen hatte sie zu ihrem Manne mit einer gewissen Ahnung gesprochen:

— Werden wir uns wiedersehen?

— Oh! ganz gewiß, hatte er ausgerufen. Ich werde wiederkommen, meine gute liebe Frau.

Wenn er aber auch zurückkehren wird, ist das ein Grund, daß er Jeanne Desirée mit- samt Peterchen wiedersehen wird?

Wer ist Peterchen? wird man vielleicht fragen.

III.

Auf den Felsenriffen des Pollet, die zur Erinnerung an die vom Engländer Talbot im

fünfzehnten Jahrhundert dort errichteten Schanze, von welcher aus die Stadt erstürmt werden sollte, den Namen Bastille tragen, froch tagtäglich ein Junge von etwa zehn Jahren umher, der sich gern von seinen Altersgenossen absonderte und sich einsam auf's Gras niederzulassen pflegte, um in Gemüthsruhe die Bewegungen der Wellen mit den Augen zu verfolgen. Auf den ersten Blick hätte man an seinen blonden und feinen Haaren, an seinen dunkelblauen Augen, an seiner mattweißen Farbe, den Sohn von Jeanne Desirée erkannt. Er glich zu sehr seiner Mutter, als daß man in ihm den Typus der Polletischen Rasse wahrgenommen hätte.

Warum war aber der kleine Peter so ernsthaft, ja so trübsinnig und melancholisch? Er hatte nämlich gar oft, wenn Jeanne Desirée ihn eingeschlafen wähnte, seine Mutter bittere Thränen vergießen gehört, indem sie die Perlen ihres Rosenkranzes durch beide Hände gleiten ließ.

— Warum ist denn der so ernsthaft, der Dumme? wiederholte die dicke Katharine, eine benachbarte Wittwe, deren Gesicht, trotz der überaus großen Flügel ihrer Haube, roth und sonneverbrannt ausah. Warum gehst du denn immer allein spazieren, Peterchen, statt mit den andern Kindern zu spielen? Meine zwei Mädchen, Pauline und Elsa, sind doch allerliebste Herrgottskinder; du kennst sie ja, warum sprichst du denn die ganze Woche hindurch kein Sterbenswörtchen mit ihnen? Mit braven Leuten darf man nicht menschenscheu sein.

Als Antwort wies der kleine Peter mit dem Finger auf die arme Behausung seiner Eltern. Dieses Zeichen machte die Nachbarin bedenklich.

— Ist deine Mutter krank? frug sie mit besorgter Stimme.

Peterchen neigte den Kopf, und unter seinen gesenkten Augenlidern quollen Thränen hervor.

— Ach! deswegen hat man sie seit gestern nicht mehr, wie gewöhnlich, hin- und hergehen gesehen! Und du sagst nichts! . . . Zum Glück habe ich Fleischbrühe. . . Und wenn ich auch keine hätte, so würde ich solche bei den guten und gefälligen Schwestern holen!

Gesagt, gethan! Mutter Katharine begab sich alsobald zur Nachbarin, mit der herzstärkenden Hausfrauenbrühe.

Jeanne Desirée saß halbliegend auf einem großen Lehnstuhl aus Holz. Das Fieber hatte sie eingeschlummert. Sie schlug die Augen ein bißchen auf, erkannte Katharinens Absicht und dankte mit einem gefühlvollen Lächeln. Dann küßte sie zärtlich ihr Söhnchen, das angsterfüllt neben ihr stand und fragend in das abgemagerte Gesicht seiner jungen Mutter blickte.

Nach einigen Augenblicken fand Jeanne Desirée einen Anlaß, das Kind fortzuschicken. Da sie sich nun frei aussprechen konnte, ergriff sie die Hände der Nachbarin, welcher ein Schauer durch die Glieder fuhr, als sie spürte, wie brennend heiß die Haut der Kranken war, und sie sprach zu ihr:

— Ihr seid eine gute Frau, Mutter Katharine; Gott wird's Euch lohnen.

— Das hab' ich wohl nöthig, murmelte diese, denn ich habe schon vielfach Unglück gehabt.

— Ja, das ist wahr, Ihr seid Wittve . . . Mit zwei Kindern; doch ich beklage mich nicht: meine Mädchen sind mein Reichthum.

— Ach! hätte ich doch nur Euern Muth! . . . Allein den gibt man sich nicht selbst. Nie habe ich mich an die Abwesenheit meines armen Mannes gewöhnen können. Ich bin so unglücklich beim Gedanken, daß er, um uns ein wenig Geld zu verdienen, sich so vielen Gefahren aussetzt! . . . Diesmal habe ich noch mehr geweint als sonst.

— Und warum, Nachbarin?

— Weil ich mir sagte, daß das Lebewohl ein ewiges wäre, daß ich Martin nie wieder sehen würde.

— Genug mit diesen Kindereien! versetzte die Wittve mit einer freundschaftlichen Barschheit. Ich verbiete Euch, derlei düstere Dinge zu erzählen.

— Leider! ich bin aufrichtig, und was ich sage, ist in meinem Herzen. Längst schon fühle ich meine Kräfte schwinden. Ich würde den Tod nicht fürchten. . . Was mich aber betrübt, ist, daß ich Peterchen ganz allein zurücklassen werde.

— Was fällt Euch ein? Ihr seid noch so jung! Bah! . . . Ist das gesunder Menschenverstand! . . .

— Allein, großer Gott! ja allein . . . in seinem Alter!

— Ihr habt ja Eltern, die Sorge für ihn

tragen würden, wenn ein Unglück käme . . . doch was! es kommt nicht.

Ohne auf den Schlußsatz zu antworten, schüttelte Jeanne Desirée den Kopf und sagte traurig:

— Ich habe keine Eltern mehr . . . Ich bin eine Waise.

Frau Katharine stand bei dieser Entdeckung wie versteinert da.

— Ganz egal, sprach sie dann weiter, pflegt Euch um Eures Kindes willen, und pflegt Euch um so besser, als nur Ihr allein auf der Welt seid.

Die Nachbarin ging nach Hause und bei ihrem Spinnrocken dachte sie weiter über die Sache nach.

Die guten Leute, welche beim Vorübergehen sie anredeten, wunderten sich über ihre Schweigsamkeit.

— Was hat denn die Frau Katharine? sagten sie. Man sollte meinen, die Feen aus der Bimesstadt haben sie bezaubert!

Hätte man sie näher beobachtet, so würde man sie an jenem Tage zweimal bei Jeanne Desirée eintreten gesehen haben; sie kam heraus, um wieder hineinzugehen. Man würde gesehen haben, wie sie nachts in aller Eile zum Pfarrherrn gelaufen ist, mit ihren Holzschuhen auf dem unebenen Straßenpflaster polternd und, auf dem Rückwege, den greisen Geistlichen um rasche Hilfe bittend.

Am anderen Morgen war das Wort der Jeanne Desirée zur Wirklichkeit geworden; das junge Weib durfte in dieser Welt seinen abwesenden Mann nicht wiedersehen.

Das kann nicht sein! rief die Nachbarin weinend aus. Es soll nicht gesagt werden, daß der arme Kleine darunter leidet, weil er seine Mutter verloren hat und weil sein Vater weit von hier ist. Ich bin Wittve und habe zwei Kinder. . . Nun, so werde ich deren drei haben, was! Und sobald Lesèvre zurückkommen wird, so werde ich ihm seinen Buben übergeben.

Der Pfarrherr drückte schweigend Katharinens Hand. Die Nachbarn kamen einer nach dem andern zu ihr und stimmten ihr bei, was wie Bewunderung ausah. Die gute Frau hatte sich aber so einfach und so natürlich benommen, daß sie nicht verstand, wie man ihrer That so viel Lob spenden konnte.

Der kleine Peter blieb all' den Vorgängen fremd, war wie betäubt und erstarrt, und maschinenmäßig hörte er auf das Wort der Mutter Katharine, als diese mit barschem, aber herzlichem Tone zu ihm sagte:

— So, komm jetzt mit.

Die zwei Mädchen setzten den Buben zwischen sich. Wahrlich, sah man ihre so aufrichtige Freundlichkeit und ihre Sorgfalt für das verwaisete Kind, so durfte man sich wohl mit Recht fragen, ob Gott je eine vollständige Leere in das Dasein eines Menschen bringt, wenn der Unglücksbecher den letzten Tropfen aufnimmt und dadurch zum Ueberfließen kommt.

IV.

Diese aufrichtige Freundschaft zum kleinen Peter zeigte sich tagtäglich; er aber brauchte lange Zeit, bis er dieselbe gewahr wurde. Finster und fast mißtrauisch, wie man es in seinem Alter nur selten ist, schien er alle Zuversorfenheit durch Kaltfinn und sogar durch Furcht zu erwiedern.

So oft Pauline und Elsa ihn an das Ufer oder auf die „Bastille“ führen wollten, weigerte er sich hartnäckig. Die freie Luft machte ihn bange; er wollte sich durch nichts zerstreuen, noch weniger die Zeit mit Spielen vertreiben. Der einzige Ausgang, den er sich gestattete, weit war er nicht, führte ihn jedesmal zu seiner Eltern Haus.

Armes verlassenes Haus! es blieb verschlossen, die zugemachten Läden verbreiteten darin ein düsternes Dunkel.

Dort hielt Peterchen stets bedenklich und stumm inne: wie lange betrachtete er nicht das verfallende Gebäude, aus dem der Vater zu einer großen Reise ausgezogen war, aus dem die Mutter zu einer ewigen Reise weggetragen worden! Nur dort lebte er frisch auf, er, das junge Geschöpf, das bereits so viele Erinnerungen hatte.

Katharine ward darob besorgt; denn sie hatte bemerkt, daß der kleine Peter nie trauriger gestimmt war, als bei der Rückkehr vom frommen Spaziergang. Sie suchte deshalb in ihrem Kopfe nach einem Mittel, dem Uebel abzuhelpfen: durfte sie aber ihrem an Kindesstatt angenommenen Sohne das einzige Vergnügen, das seinem Herzen wohlthat, verbieten?

Als sie nach- und ausgedacht hatte, entschloß sie sich, den Rath des Herrn Pfarrers der Marienkirche am Seeufer einzuholen; denn derselbe hatte dem Waisenkinde schon viel Gutes erwiesen. Sie putzte sich bestens heraus, brachte auch die drei Kinder sorgfältig zurecht und machte sich mit der kleinen Familie auf den Weg. Pfarrer Vincent war ausgegangen; seine Haushälterin sagte, daß man ihn in der Pfarrei Sankt-Jakob am Fischerplatz finden würde, wo er bei einem seiner Freunde auf Besuch war. Katharine, die sich nicht umsonst gestört haben wollte, beschloß, über die Schleußenbrücke zu gehen, nach der Richtung der Jakobskirche. Zum ersten Male war es nun dem kleinen Peter vergönnt, diese Kirche, ein Kunstwerk, das man mit Recht den „Schmuck von Dieppe“ nannte, mit Muße zu betrachten. Er wurde nicht müde, staunend emporzuschauen zu den beiden nach morgenländischer Art erbauten Thürmen und zur gezackten und durchbrochenen Giebelmauer, die eine Fierde von wunderbarer Feinheit darstellte. Im Innern blieb er auch entzückt vor der Muttergottes-Kapelle stehen; dieselbe ist ein wahres Meisterstück der christlichen Kunst. Mit verblüfften Blicken verfolgte er den so verschiedenartigen Mauerkranz oberhalb der Bogenwölbung mit all' seinen Eichenzweigen sammt Eichel, seinen Vögeln und seinen fantastischen Thiergestalten. Das alles erschien ihm wie eine neue Welt, worauf seine von Natur aus ernsthafteste Fassungskraft vorbereitet war.

In diesem Zustand der Betrachtung und der Unbeweglichkeit überraschte ihn der gute Pfarrherr.

— Diese Dinge kommen dir wohl recht schön vor, mein Lieber? sprach er ihn lächelnd an.

— Jawohl! erwiderte das Kind.

Indem er allsogleich auf einen andern Gedankengang übersprang, stellte er seinerseits auch eine Frage:

— Was sind denn das für Verzierungen, die an den Wänden hängen? sprach er.

— Das nennt man, liebes Kind, Ex-voto, Weihgeschenke, mehr oder minder kostbare Sachen, die in Folge eines Gelübdes zum Zweck der glücklichen Rückkehr der Seeleute versprochen und der Muttergottes geschenkt worden sind. Bald verpflichten sich die Seemänner selbst,

wenn sie in Gefahr sind, ein derartiges frommes Geschenk zu entrichten; bald sind es die Familien, welche, in leichtverständlicher Bangigkeit lebend, solche Sachen hieherbringen: Gemälde, Rosenkränze, Blumen, Perlenkronen, Schiffsformen . . .

— Ja, allerdings, murmelte Peterchen. Wie aber die Schiffe gut gemacht sind! Gerade wie wenn sie auf das Meer hinaus treiben sollten! . . . Nichts fehlt daran. Schauet denn her, Mutter Katharine! . . . Sie haben ein Tauwerk, sogar Segel! . . . Oh! muß nicht der liebe Gott die Leute erhören, welche ihm so schöne Sachen geben?

In der augenblicklichen Stimmung hörte Peterchen gelehrig die Worte des Geistlichen an, dem Frau Katharine etwas zugeflüstert hatte, und der dem Buben die Bemerkungen derselben laut übermittelte.

— Mein Lieber, sprach der herzengute Seelsorger, du machst der braven Frau Kummer, nachdem sie dich so liebevoll aufgenommen hat. Du bist zu wortfarg; du redest nicht; du spielst nicht, wie man in deinem Alter spielen soll. Das ist nicht natürlich, und am Ende wird deine Gesundheit darunter leiden. Wenn du auch Leid und Kummer hast, du mußt dich doch ein bißchen zerstreuen. Jeden Morgen kommst du zu mir, ich will dich lesen und schreiben lehren; denn ich weiß, daß du Talent hast; ich werde deine Anlagen ausbilden, sei nur ruhig. Versprich mir, daß du deiner Pflegemutter folgen willst, und du wirst sehen, daß dann alles gut geht.

— Ich verspreche es Ihnen, erwiderte Peterchen, indem er fortwährend beide Augen auf die Weihgeschenke geheftet hielt . . .

— Sonderbar, bemerkte der Geistliche, wie er die kleinen Schiffe bewundert!

— Komm jetzt, sprach Katharine zu ihm; wir müssen nach Hause gehen und den Mittagstisch anrichten.

Peterchen folgte ihr bereitwillig, war aber nicht geschwägiger als sonst. Er hatte Etwas im Kopfe und dachte nach.

Gegen Abend ging er zu einem Nachbar, der Wagner war, und begehrte einige Holzstücke. Der Mann gab sie ihm anstandslos, wunderte sich aber ob dieses Einfalls. Dann setzte sich Peterchen an die Ecke des dicken Haus-

tisches und schickte sich an, mit einem Küchenmesser sein Holz zu bearbeiten, schneidend und tragend, während Katharine, die ihn noch nie so fleißig bei irgend einer Arbeit gesehen hatte, nicht genug staunen konnte. Die zwei Mädchen lachten, ohne zu wissen warum, über das wichtige Aussehen, welches Peterchen sich gab, und über seine unwandelbare Kaltblütigkeit.

Schließlich konnte Katharinens Neugierde nicht mehr standhalten.

— Wirst du mir nicht erklären, sagte sie, zu was du das Holz so behauest? Wem fällt doch solches ein?

Statt zu antworten, legte Peterchen die Arbeit weg und schlug seine Arme um den Hals der Wittve.

Diese, ganz betroffen, blieb stehen und betrachtete das Kind.

— Horch', sprach sie, wenn ein anderer so thäte, würde ich mich gar nicht daran kehren; du aber, du machst immer eigenartige Dinge, und deswegen habe ich dich gefragt.

— Gute Mutter, erwiderte er, erlauben Sie, daß ich bis morgen warte, um Ihnen das zu erzählen. Ich möchte zuerst ein wenig wissen, ob es mir gelingt.

Trotzdem konnte Katharina, den ganzen Abend hindurch, nicht anders, als während des Spinnens den schweigsamen Arbeiter verstohenerweise zu betrachten.

V.

Indem Katharine den kleinen Peter so von der Seite ansah, ließ der Junge sich nicht stören: er schnitt, hackte, höhle, glättete sein Holz mit einem Herzen! . . .

Am andern Morgen war er anscheinlich mit sich selbst zufrieden; denn, ohne eine neue Frage abzuwarten, rief er aus:

— Sehen Sie, Mutter, schauen Sie! . . . Was ich da mache, ist ein Schiff.

— Ein Schiff, um des Himmels willen! Zu was denn? . . . Wirklich, das Ding nimmt die Gestalt eines unserer Schiffe an.

— Und bald, wenn ich einmal den Mastbaum aufgepflanzt und das Segel mitsammt dem Tauwerk angebracht habe, wird hoffentlich nichts mehr daran fehlen.

— Wie du zu Werke gehst! Segel, Tane! . . . Er bildet sich schon ein, er sei Schiffsbauer.

Nun ja, nehmen wir an, du bringst dein Spielzeug zustand; wirst du damit auf dem Aquesbach fahren?

Peterchen schüttelte fein lächelnd den Kopf, blieb aber unausforschlich.

Die Arbeit dauerte vierzehn Tage.

Nach einem halben Monat war das Schiff vollständig gebaut und ausgerüstet: man konnte es nicht genug anstaunen, wie zierlich es war, wie genau nach den Regeln der Kunst und des Gleichgewichts!

Katharine war vor freudigem Stolz ganz außer sich; die Nachbarschaft wußte bald von dem Kunstwerk, und das Haus wurde von Leuten nicht mehr leer. Jedermann streckte den Hals nach dem hübschen Schiff aus, jedermann wollte es anfassen, drehen und wenden. Der gute Pfarrherr Vincent war nicht der letzte, der das Schiff sehen wollte. Darnach sehnte sich eben Peterchen. Er hüpfte vor Freude.

Er lief eiligst nach Hause, wo sich eine Menge Neugieriger drängte und nahm hurtig das Schiff weg, während die Versammelten so ziemlich verblüfft dreinschauten.

Wenige Minuten nachher war er wieder im Pfarrhaus und übergab das Schiff dem Seelforger.

— Laß mal sehen! sagte Herr Vincent, indem er bedächtig die Brille aufsetzte. Oh! du hast das gemacht, was!

— Jawohl ich, Hochwürden.

— Und niemand hat dir geholfen?

— Niemand.

— Gewiß, ich werde nicht überrascht sein, wenn man im ganzen Pollet deine Arbeit als ein Wunderwerk anstaunt.

— Ja, Hochwürden, ich bin auch sehr zufrieden... der liebe Gott hat das zugelassen, um meiner Absicht willen.

— Was für eine Absicht hattest du denn? schrie jemand außer Athem.

Es war Frau Katharine, die dem Buben aus allen Kräften nachgeeilt war.

— Jetzt kann ich es Ihnen wohl sagen, liebe Mutter, antwortete er, und ich freue mich darüber.

— Necht so!

— Als wir in der Jakobskirche waren, da haben wir, wie Sie wohl noch wissen, an den

Wänden schöne Sachen aufgehängt gesehen; man nennt sie...

Er suchte nach dem richtigen Wort.

— Weibgeschenke, ergänzte der Geistliche.

— Ja, Weibgeschenke. Daran dachte ich den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch, im Schlafe. Ich dachte denn bei mir selbst, daß, wenn ich ein Schiff machen würde, wie ich dort solche viele gesehen habe, und wenn ich es dem lieben Gott aufopfern würde, vielleicht würde dies den guten Vater im Himmel oben rühren, und dann würde mein eigener Vater ohne Unfall bald wiederkommen. Ich habe meinen Vater so gerne! Er liebte uns so sehr!... Ich habe sobann am Schiffe gearbeitet... Und weil jetzt das Schiff fertig, so bitte ich Sie, Herr Pfarrer, es in der Jakobskirche im Namen des Martin Befevre, Fischers im Pollet, aufzuopfern.

— Theures Kind!... versetzte Herr Vincent, indem er seine Brille abnehmen mußte, weil Thränen die Gläser derselben benetzten.

— Lieber Junge!... rief Frau Katharine, die ebenfalls weinte und ihren Pflugesohn umarmte; ah! mit Recht liebst du Martin, und ich beneide ihn deshalb nicht, was!

— Sei ruhig, erwiderte der Geistliche: heute noch wollen wir gehen, dein Geschenk zu segnen und es anzubringen. Aber ich auch habe einen Einfall: wir werden nicht allein gehen. Marie, rief er seiner Magd zu, gehe und hole mir den Trommler.

Der Trommler trat bald ein. Er schritt hurtig vorwärts, obschon er hinkend war.

Herr Vincent gab ihm seine Weisungen.

Der Mann nahm seine Trommel, begab sich sofort auf den Kirchplatz, im Mittelpunkt des Pollet, und machte dort einen solchen Lärm mit ra und fla, daß bald die ganze Bäckerschaft um ihn herumstand und der Dinge harpte, die da kommen sollten.

Er hielt schließlich mit dem Trommeln ein und ersetzte die Harmonie des Esselfelles durch die Schnarre seiner näselnden Stimme:

„Auf Befehl Seiner Hochwürden, des Herrn Pfarrers, wird bekannt gemacht, daß das vom kleinen Peter Martin geschnitzte Schiff bestimmt ist, in der Muttergottes-Kapelle der Jakobskirche geopfert zu werden. Seine Hochwürden werden es selbst dahin tragen, und je-

des Pfarrkind ist hiermit eingeladen, sich dem Zuge anzuschließen, um gemeinsam miteinander zu beten.“

Und, siehe da! einmüthig eilten die rothen und braunen Mützen, die Casaken, die Westen, die gestreiften Unterröcke, die Holzschuhe nach der Wohnung des Herrn Vincent.

Der Geistliche stand auf seiner Thürschwelle; er lächelte mit unaussprechlicher Genugthuung, der ehrwürdige Mann; an seiner Seite standen Peterchen und Frau Katharine mit ihren beiden Mädchen; in den Händen hielt er behutsam das Schiffchen, das er so zart anfahnte, gleich als wäre es ein Vögelnchen gewesen, dem nichts zu Leid geschehen durfte.

Der Zug bildete sich augenblicklich, mit dem Pfarrer an der Spitze.

Mehrere Tage lang sprach man im Polet von nichts anderm, als von der Prozeßion des Ex-Voto.

Man sprach auch viel davon in Dieppe. Die Sache verbreitete sich so sehr, daß der erste Eisenbeindreher in der Stadt, Herr Gibert, bei Peterchen künstlerische Anlagen erkannte und ihn zu sich in die Lehre zu nehmen wünschte.

Kleinpeter, statt sich bereit finden zu lassen, wie Herr Gibert es erwartet hatte, dankte ihm höflich und lehnte mit Festigkeit ab.

— Wie! rief Katharine aus, du lehrst deinem Glück den Rücken?

— Mein Glück, erwiderte der Junge, wäre meinen Vater wieder zu sehen; ich kenne kein anderes.

— Aber, mein Lieber, wand der Eisenbeinkünstler ein, vergessen Sie nicht, daß Sie ein Gewerbe erlernen müssen, und das unsere zugleich ehrenhaft und einträglich ist.

— Kann schon sein, Herr; mein Vater aber ist Fischer, und ich werde Fischer, wie er.

Gegen diesen Entschluß schlugen alle Beweisgründe fehl, obgleich Frau Katharine mit Samentiren nicht aufhören wollte, und obgleich der Herr Pfarrer selbst auch seinen kleinen Schüler deswegen abgefanzelt hat.

— Lassen wir's gehen, sagte Herr Gibert, ich habe mich geirrt: der Junge hat für die Kunst den unwiderstehlichen Beruf nicht, den ihm meine Bewunderung beigemessen hatte. Denken wir weiter nicht mehr daran.

Da erstand an einem schönen Tage eine

große Bewegung in der Stadt Dieppe, und die ganze Bevölkerung lief zum Uferdamm. Man hatte die Schiffer von Neufundland signalisirt.

Hurrah! Hurrah! Sie kommen zurück, die guten Seeleute, die braven Männer, welche um ihrer Familien willen so weit gegangen waren!

Hurrah! Die Luft ertönte vom Freudengeschrei. Wie man die Mützen schwingt! Aller Herzen schlugen einhellig.

Was Thränen! Was Küsse und Umarmungen! Man entreißt einander die mit Theer beschmutzten und sonnenverbrannten Männer. Kaum vermögen sie den rufenden Stimmen, den entgegengestreckten Armen zu entsprechen. Sie betrachten ganz besonders ihre Kinder, die während ihrer Abwesenheit großgewachsen sind, und mit besorgten und gierigen Augen zählen sie dieselben.

Welch' ein Glück! Glück der Wiedertehr! . . . Die Trennung ist bloß eine Süßigkeit, weil das Sichwiederfinden so wohlthut.

Kleinpeter auch war auf das erste Zeichen herbeigeeilt, und Katharine sagte zu ihm:

— Was Schiffe! was Schiffe! das deinige hat sie früher als sonst kommen machen.

Peter aber, mit gesenkter Stirne, sagte traurig zu sich selbst:

— Er wird nur mich wiederfinden, mein armer Vater!

Plötzlich erkennt er das Fahrzeug, auf dem Martin Lefèvre abgereist war. Die Bemannung ist auf der Brücke. Peterchen betrachtet die Männer an Bord nacheinander . . . Martin ist nicht dabei!

— Mein Vater! . . . schrie das Kind mit herzerreißender Stimme.

Und es fiel bewußtlos um.

Als der Knabe wieder zu sich kam, lag er in seinem Bette. Daneben stand Herr Vincent und plauderte leise mit einem Fremden.

— Cap de Diou! sagte dieser, der Kleine macht die Augen auf. Gutes Zeichen! . . . Lassen Sie mich ihm die Sache offen und schonend beibringen. O he! rief er, Peterchen!

Den Jungen durchfuhr wie ein Schauer, und wehmüthig drehte er den Kopf gegen den Ankömmling.

— Mußt nicht so betrübt sein, setzte dieser fort. Dein Papa ist nicht todt, mein Sohn.

Peterchen, der noch kein Wort hervorbrachte, machte ein Kreuzzeichen, dann legte er die Hände zusammen zur Dankagung.

— Ich spreche weiter, ich Trimat, sagte der lustige Gaskogner. Ich komme von Neufundland. Dort hatte ich mich auf Belle-Julie eingeschifft, und auf diesem Schiff befand sich auch dein Papa, ein braver Mann, cap de Diou! . . . Martin ist recht krank gewesen, das ist die reinste Wahrheit! . . . Aber bei unserer Abfahrt ging es ihm besser; nur war es ihm unmöglich, in See zu gehen, und dann haben die Leute dort unten gesagt, sie wollen ihn behalten bis zur nächsten Reise der Diepper. Da er mich als lustigen Bruder mit einem Klappermaul kannte, so hat er mir ganz besonders anempfohlen, seinen Sohn und seine Frau zu besuchen. . . .

Peterchen stieß einen verzweifeltsten Schrei aus.

— Haltet das Maul, Unglücklicher! warf lebhaft Katharine ein; die arme Mutter lebt nicht mehr.

— Cap de Diou! ich hab' mich verredet. Ist das ein Unglück! . . . Und wenn auch, mein Junge, es scheint du habest Freunde, und die Freunde sind auch eine Familie. Die werden dich pflegen, und einst wird dein Papa zurückkehren; das versichere ich dir, ich Trimat, auf mein Ehrentwort.

Hierauf machte der Gaskogner grüßend einen Knicks und ging hinaus, um einige Gläser voll Cognac zu leeren und seine Pfeife zu rauchen.

VI.

Peterchens Krankheit war gefährlich und dauerte lange; endlich aber gewann die gesunde Natur die Oberhand, und er genas. Es war auch an der Zeit, daß eine Besserung sich bemerkbar machte: die arme Katharine hatte zwanzig Nächte durchwacht, und dabei die blühende Wohlbeleibtheit verloren, welche vorher ihre Gesundheit sprichwörtlich gemacht hatte.

Sobald die Reconvalescenz zu Ende war, wünschte Peterchen zur Jakobskirche zu gehen, um Gott Dank zu sagen.

— Bist du stark genug dazu? sprach die Wittwe mit besorgter Stimme.

— Jawohl, liebe Mutter... meine zweite Mutter! setzte er hinzu, indem er sich an das Herz der braven Frau fest anlehnte, die in Thränen zerfloß.

— Er ist gerettet! Er ist gerettet! wiederholte sie fortwährend auf dem Wege.

Und rührend war es anzusehen, wie Pauline und Elsa sich darum stritten, wer von ihnen Peterchen beim Gehen unterstützen dürfte.

Bei der Brücke begegnete man Trimat, der auf einem Ständer saß und ruhig rauchte. Der lustige Gaskogner wollte sich wegstellen, damit sein Anblick dem Genesenden nicht wehthäte; dieser aber rief ihm freundlich zu, und verzog sein Gesicht zu einem melancholischen Lächeln.

— Cap de Diou! erwiderte der Matrose, ich bin aber doch froh, daß du wieder auf den Beinen bist.

In der Kirche angekommen, kniete Peterchen unter der Stelle nieder, wo sein Exvoto aufgehängt worden war, und er betete recht andächtig.

Als er aufstand, schien es, als habe er doppelt an Kräften zugenommen. Herr Vincent stand vor der Kirche und freute sich.

— Hochwürden, sagte Peterchen, und Sie, meine gute Mutter, ich möchte mit Herrn Sibert reden... Wollen Sie mich zu ihm führen?

— Zu Herrn Sibert?... rief Katharine.

— Ganz gerne, antwortete der Geistliche, ohne seinen Jögling näher auszufragen; denn er ahnte etwas Gutes.

Herr Sibert wohnte am Nationalplatz, dem Denkmal Duquesne gegenüber. Bei Anmeldung des Besuchs stieg er sofort aus seiner Werkstätte herunter und schien sehr bestrebt.

Er gedachte eine frostige Nicotane anzunehmen; allein beim Anblick der Marmorarbeit und der Blässe Peterchens, war er beunruhigt und entwaffnet.

Einige Worte des Pfarrers Vincent klärten den Künstler über die stattgehabten Ereignisse auf.

— Herr, sagte dann der junge Knabe, Sie hatten sich nicht getäuscht, als Sie dachten, daß ich für Ihren Beruf, den schönsten der Welt, Anlagen habe. Doch wollte ich Sie lieber

das Gegentheil glauben machen und Sie eine schlechte Meinung von mir fassen lassen.

— Eine schlechte Meinung von dir!... Oh! nein, mein Freund, Gott bewahre!

— Wollen Sie also noch, wie früher, mich so hübsche Arbeiten aus Elfenbein machen lehren, wie ich solche hier sehe?

— Ob ich will, mein Junge!... Mit Vergnügen. Nach deinem ersten Versuch in der Kunst, habe ich dich beurtheilt. Es ist also ausgemacht, du wirst mein Lehrling.

Dieser rieb sich die Stirne: auf seinen Lippen schwebte eine Frage, die er nicht auszudrücken wagte. Herr Sibert errieth seine Verlegenheit.

— Was hast du? sprach er; sei nicht bange, mit mir darfst du wohl aufrichtig sein.

— Ich möchte etwas wissen.

— Was denn?

— Muß ich bei diesem Handwerk lange arbeiten, bevor ich Geld verdiene?

Der Elfenbeinkünstler und sogar der Pfarrer schauten den Knaben mit einem gewissen Staunen an.

— Ach was! mein Freund, hältst du so fest ans Geld? sprach Herr Sibert.

— Ja, Herr, ich halte wahrlich daran. Sie werden einmal erfahren, warum.

Die Anwesenden wechselten einen Blick, der bedeutete:

— Seltsames Kind!... der Junge gleicht keinem andern.

— Alles, sprach Herr Sibert weiter, wird von der Raschheit deiner Fortschritte abhängen. Es ist mir daran gelegen, daß du bald etwas verdienst, weil mir auch daran gelegen ist, daß du mir hilfst.

Peterchen hüpfte vor Freude.

— Ich glaube seine Gedanken zu errathen, sagte ganz leise Herr Vincent zu Herrn Sibert, während Frau Katharine den Himmel voll Dankgeigen sah, weil Peterchen, ihr liebes Kind, ein Herr werden sollte, der im Gold und Silber schwimmen würde!

VII.

Ein Jahr verging. Von Morgen bis Abend war Peterchen am Arbeitstisch, wo er mit seinem Werkzeug das Elfenbein schnitt und flach. Es bedarf nicht langer Zeit, b's er aus dem harten Stoff Rosen, Stiefmütterchen,

zarte Blätter, zierliche Schnörkel hervorzauberte. Das Zeichnen hielt mit dem Schnitzen gleichen Schritt, und so war der junge Lehrling bald im Stande, der Natur geistreiche Motive abzugewinnen; denn er fand ein Vergnügen daran, an den Sonntagen die Blumen zu studiren, ihre Verschiedenheiten sich recht in den Kopf zu setzen.

Ja, ein ganzes Jahr ging dahin. — Peterchen schwamm noch nicht im Gold und Silber; aber er verdiente schon so ziemlich Geld, und durch seine Geschicklichkeit und seinen erfinderischen Geist hatte er die übrigen Arbeiter des Herrn Sibert längst und weit überflügelt.

Das Spätjahr rückte näher, und Peterchen verdoppelte seinen Fleiß. Beim Frühstück nahm er sein Stück Brod und setzte sich an das Ufer des eingekreisten Hafens, den Blick auf das Meer richtend.

Als die Rückkehr der Fischer näher kam, sagte der Knabe zu Katharine:

— Ich bin glücklich. Diese Nacht habe ich einen guten Traum gehabt. Unsere Besorgnisse werden jetzt ihr Ende erreichen.

An jenem Tage erschien Peterchen nicht in der Werkstätte; es wäre ihm nicht möglich gewesen, ein Stück Elfenbein in der Hand zu halten.

Und, siehe da! Die Hurrahs des vergangenen Jahres wiederholten sich mit derselben Macht.

Hurrah! Hurrah! Sie kommen, die guten Seeleute, die braven Männer, welche um ihrer Familien willen so weit gegangen sind.

Diesmal ist Belle-Julie an der Spitze.

Wäre das absichtlich geschehen?

Auf der Brücke befindet sich ein Mann halbliegend, dessen Füße in einer Wolldecke eingepackt sind. Auf seinem Gesicht erblickt man die Spuren einer langen und grausamen Krankheit. Weg mit der Erinnerung an die Leidensstunden, da er nun endlich in sein liebes Dieppe zurückgelangt!

In der ganzen Menschenmenge sucht dieser Mann nur ein einziges Wesen... Er erkennt es, er erhebt die Arme. Seiner Bewegung entspricht ein Schrei der Liebe.

Und schier im selben Augenblicke springt Peterchen in ein Schiffchen, das in einigen Minuten das Meerschiff erreicht.

rie.
hen
ald
ju-
an,
ähre
zu
pe-
und
eld,
er-
eiter
gelt.
hen
ahm
älter
das
lam,
e ich
nisse
it in
ge-
zu
nge-
elben
guten
hrer
halb-
inge-
n die
rank-
den-
leppe
die-
er er-
gung
ringt
nigen



Katharine setzte sich an die Ecke des Tisches, und bearbeitete das Holz mit einem Küchmesser, während Katharine und die zwei Mädchen nicht genug staunen konnten.

Zwei arme Herzen, durch die Abwesenheit getrennt, durch das Unglück geeint! fest aneinander gedrückt, machen sie nur noch ein Herz aus.

— Liebes Kind! wie du groß geworden bist!
— Mein guter Vater! . . . Ihr habt gelitten! . . .

— Mein Peterchen! Jetzt bist du mein einziges Gut auf dieser Welt. Meine Haushälterin, die du so sehr geliebt hast, habe ich verloren . . . und ich bin krank und arbeitsunfähig.

— Ihr habt aber Euern Sohn!
— Ach! Was kannst du wohl für mich thun? Du bist noch nicht stark genug, um die Reise mitzumachen.

— Seid ruhig, Vater; ich werde nicht Fischer, ich brauche es nicht zu werden. Ich habe ein gutes Handwerk gelernt, damit ich bei Euch bleiben und für Euch arbeiten kann.

Martin Lefèvre machte große Augen; er wußte nicht, was er denken sollte.

Inbessen war das Fahrzeug an den Damm gerückt; zwanzig kräftige Hände bieten sich an, den Kranken beim Gehen zu stützen.

— Eine Minute! . . . Schrie eine an ihrem südländischen Klang kennbare Stimme; das geht mich an, mich Trimal, den lustigen Gasconier. Ich habe ihn bis daher gebracht, und ich werde ihn bis in sein Häuschen führen.

In diesem Augenblick näherte sich bescheiden eine brave Frau; sie hatte zu viel Gutes gethan, um nicht ein bißchen eingeschüchtern zu sein. Neben ihr stand ein Herr.

— Vater, rief nun der junge Knabe, schauet die an, die ist meine zweite Mutter gewesen.

— O Katharine! sprach der Fischer leise, nur Gott allein kann Euch belohnen.

— Ich bin es schon, erwiderte die Wittwe, denn ich bin stolz zufrieden.

Peterchen, Herr Gibert bei der Hand nehmend, sagte weiter:

— Das ist mein Lehrmeister, mein edler Meister! Ihm verdanken wir unser Brod.

— Mein Junge, sprach Herr Gibert, du hast nur einen Meister, und das bist du. Der gute Sohn ist dem Künstler zuvorgekommen. Das Schiffchen, welches du gemacht und dem lieben Gott für das Heil deines Vaters aufgeopfert hast, wird dich

schneller, als das Fischerschiff, dem Glück entgegenführen.

Das Ex-voto, Peterchens Weibgeschenk, ist noch immer in der Jakobskirche. Geht und betrachtet es, und ihr werdet begreifen, wie sehr Peterchen geliebt hat.

Wissend des Offiziers.

Drei goldene Herzen.

(EINE EINE ERZÄHLUNG.)

I.

Ihr seid ihm schon manchmal begegnet, dem hochbeinigen Manne mit dem gutmüthigen und zerstreuten Gesichte, mit dem weiten Ueberzieher, dessen Taschen stets von Büchern und Broschüren strotzen. Es ist der geizigste und bekannteste Kunde der kleinen Büchertramer, welche in Paris, von der Königs- bis zur Michielsbrücke, ihre alten Scharfeln unter freiem Himmel feilbieten; er heißt Silvester Boudier, ein bescheidener Beamter des Ministeriums, welcher jeden erübrigten Augenblick der Bücher sucht widmet, jeden Augenblick, den er mit gutem Gewissen der Verwaltung abzurufen vermag.

Boudier ist nicht bloß ein Bücherfreund, er ist ein Büchernarr: bei ihm ist die Bücherliebhaberei eine Krankheit. Kommt da der Sonntag oder ein anderer burmanfreier Tag, und es regnet ordentlich, so daß die Standtramer zu Hause bleiben, dann ist Boudier der unglücklichste Mensch auf der Welt. Merkt er aber beim Aufstehen, daß der Himmel ein besseres Gesicht macht, so ist er freudetrunknen, und sein naives Herz ist vor paradiesischem Glück ganz außer sich. Darf er doch, von Mittag an bis halb fünf Uhr im Winter, bei Sommerzeit sogar von Mittag an bis acht Uhr Abends, seine Hände, seinen Kopf, sein ganzes Wesen, in die vielen staubigen schwarzen Risten vertiefen, deren endlose Zahl sich am linken Seine-Ufer in verführerischer Weise ausdehnt und für seine Augen nicht weniger Reiz hat, als auf der anderen Seite die herrliche Reihe von Palästen, welche sich vom Flore-Parillon bis zum Säulengang des Louvre hinziehen.

Der gute Mann — lachen wir ihn nur nicht aus — hat vielleicht das Glück unter einer der vielen Gestalten erfaßt, die dasselbe hienieden bisweilen annimmt!

Wie viel Leute gibt es nicht, welche, gerade wie Boudier, die Bücher liebhaben, aus dieser feinem Liebhaberei aber gesunde und reichliche Genüsse erzielen? Allein gar manche dieser Bücherfüchtigen sind im Besitze irdischer Glücksgüter oder mindestens wohlhabend. Ihr Vergnügen ist daher nie so groß als dasjenige Boudiers, der arm und anspruchlos ist und sich mit wenigem zu befriedigen weiß. Wenn ihm dann dies wenige zu theil wird, so gestaltet er dasselbe leicht zu einem königlichen Vergnügen.

Wohnt Boudier den Versteigerungen kostbarer Bibliotheken bei, so thut er's einfach aus Neugierde. Wenn er sieht, wie ein begüterter Liebhaber im Auktionskampfe das Gold mit vollen Händen hinwirft, um die seltenen Bücher, die Ur- und Originalausgaben, die einzigen noch übrigen Exemplare an sich zu bringen, so beneidet er sie keineswegs: er hat einen Genuß an den hohen Preisen, zu welchen diese Werke, seine Freunde, geschätzt werden: seine Liebe zu seiner bescheidenen Sammlung bleibt unberührt, und mit ebendemselben Eifer kehrt er zu den Risten mit den alten Spinken à 20 Pf. zurück.

Ah! gering und mager ist das Privatbudget des Boudier! Auch ist er nicht allein auf der Welt: er hat eine Frau und eine junge Tochter, zwei liebenswürdige Wesen, welche sein auf den Büchern aufgebautes Glück vollständig zu machen wußten. Seine Gemahlin, eine sparsame Haushälterin, versteht die Rechenkunst. Hat Boudier seine Bücher, so hat auch sie ein Buch, das ihrige, in dem nichts als Ziffern stehen. Darin findet sie Stoff genug zu folgender Anekdote: „Mein Freund, dein Gehalt beträgt so viel; Miete, Nahrung, Kleidung, Jeannettens Erziehung, Verschiedenes, beanspruchen so viel; es steht da geschrieben, schau; bleibt . . . Du siehst was bleibt? So mußt du denn wohl zufrieden sein, wenn ich dir wöchentlich fünf Franken für deine Bücher schenke.“

Boudier ist wirklich zufrieden. Indem er aber sein Fünftfrankenstück entgegennimmt,

blingelt er bisweilen mit dem Auge und spricht bei sich selbst: „Wart' nur ein bißchen, daß ich dir mit einem solchen Guthaben eine Bibliothek einrichte!“ Boudier hat nämlich mitunter Gelegenheit, beim Ministerium überprüfliche Arbeiten zu machen, wofür er dann hübsche Gratifikationen einstreicht. Mag Frau Boudier noch so schlau sein, über diese außerordentlichen Einnahmen hat sie nun einmal kein Controlmittel, und ihr pfiffiger Gemahl pflegt deshalb diesen Umstand zu nuzen zu machen und von dem zufälligen Einkommen einen Antheil für sich vormezunehmen.

II.

Wir haben gesagt, Boudier sei vollkommen glücklich. Das ist ein Irrthum: er wird manchmal das Opfer quälender Gewissensbisse. Trotzdem er sich vollständig von jener Selbstsucht hat einnehmen lassen, die man wunderliche Geilte oder Berrücktheit nennt, ist sein Herz dennoch der väterlichen Liebe zugänglich geblieben. Er liebt denn ganz leidenschaftlich sein Töchterchen Jeannette. Sie ist ein reizender Badeschiff von sechzehn Jahren, dessen heiteres und lächelndes Gesicht mit der düstern und garstigen Menge alter Scharfeln, womit die Wände des Zimmers bedeckt sind, ganz absonderlich absteht.

Sie ist ein enfant terrible, diese Jeannette, gerade wie alle Kinder mit aufgewecktem Kopf und offenem Herzen!

— Papa, so fragt sie vielmals Herrn Boudier, warum fährst du uns nie spazieren, Mama und mich? An Sonn- und Feiertagen gehen meine Freundinnen alle mit ihrem Vater da- oder dorthin, in die Museen oder auf's Land; Du aber, Du machst dich immer aus dem Staube und kückstest auf deine Bücherquast. Man sollte meinen, du seiest nur glücklich weit von uns!

Frau Boudier bekräftigt jedesmal mit einem vielbedeutenden Lächeln solche durchaus berechtigten Verweise.

Herr Boudier läßt aber den Kopf hängen, stottert irgend eine dumme Entschuldigung her oder legt sich auf's Darsprechen und schließlich sieht er sich beschämt auf sein Arbeitszimmer zurück. Auch dorthin verfolgen ihn die Gewissensbisse und wollen nicht von ihm lassen, bis er in seinem Innern den Entschluß gefaßt hat,

den nächstfolgenden Sonntag ganz und gar seiner Ehehälfte und seiner Tochter zu widmen.

Allein Boudiers Worten, auch wenn sie mit einem Eidschwur erhärtet sind, schenkt man keinen Glauben mehr, und man hat recht: noch kein einziges Mal hat er Wort gehalten.

Ach! das allerliebste Kind hat ein so gutes Herz, daß es über derartige Treulosigkeiten lacht, und wenn der Vater, ob seiner gemeinen Feigheit verdugt, abends nach Hause kommt, überhäuft es ihn mit Zärtlichkeiten, damit er ja keinen Augenblick an Groll glauben mag.

— Ich bin ein Unmensch! murmelt dann Boudier, indem er sich laut anklagt.

— Nein, Väterchen, bereue es nicht, sagt ihm seine Jeannette, indem sie ihm um den Hals fällt; wir haben unsern Nachmittag vorzüglich angewendet: wir sind in der Kirche und auf dem Gottesacker gewesen, und haben auch für dich gebetet.

Da fährt es wie ein Blitzschlag in Boudier: er lacht nicht mehr, eine Thräne der Rührung rollt ihm über die Wange, und er fängt wieder hoch und heilig zu schwören an.

Doch all' die Beteuerungen werden — sagen wir es gerade heraus — mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Mit dieser spöttischen Ungläubigkeit wurde eines Tags ein Eidschwur anderer Art angehört.

Boudier kam nämlich mit besonders verklärtem Gesicht nach Hause, was bei ihm das Zeichen einer günstigen Finanzlage war: er hatte am Ministerium eine Vergütung erhalten, wovon er an Frau Boudier so viel verabreichte als ihm gefiel.

Man war am Anfang des Monats November.

— Das Jungfrauenfest rückt heran, sprach er herausfordernd zu seiner Tochter. Was wünscht Jeannette, daß ich ihr auf den Sanktkatharinentag kaufen soll?

Das wirkte wie ein Donnererschlag: Jeannette sperrte die Augen weit auf, und ihre Mutter zuckte ungläubig die Achseln.

— Ich schwöre . . . fuhr Boudier fort.

— Schwöre nicht! schrien Mutter und Tochter wie aus einem Munde, indem sie dem guthmüthigen Manne mit ihren Händen den Mund zuhielten.

Indeß Boudier war aufrichtig. Er bestand denn darauf, daß seine Tochter in Bezug auf ein ihr angenehmes Geschenk sich ausspreche.

So durfte nun Jeannette, wollte sie nicht unanständig sein, an der redlichen Absicht ihres Vaters nicht länger zweifeln.

— Was ich gern hätte, erwiderte sie unentschlossen und stockend, gleich als wollte sie etwas Unmögliches begehren, was ich gern hätte . . . nein, es ist zu viel . . .

— So sag' denn, mein Herz; ich werde schon sehen.

Und Boudier blinzelte mit dem Auge. — Oh! der Unhold!

— Nun denn, wenn es sein muß! seufzte Jeannette mit sichtlich Ueberwindung, ich hätte gern einen seidenen Rock, um damit unsere Neujahrsbesuche machen zu können.

— Und der kostet . . . ?

— Gott im Himmel! Es gibt solche zu allen Preisen. Ich werde mich aber mit leichter Seide begnügen, und dann bin ich auch nicht groß und nicht stark. Zehn Meter zu fünf Franken, das würde reichen. Vom Macherlohn rede ich gar nicht; diese Arbeit würden wir selbst besorgen, Mama und ich.

— Das macht also fünfzig Franken?

— Leider!

— Ich sage nicht nein.

Boudier hatte die Fassung eines Mannes voll Selbstvertrauen angenommen. Der soeben begangene Unterschleif betrug gerade die märchenhafte Summe von fünfzig Franken. Frau Boudier aber konnte durchaus nicht annehmen, daß ihr Mann das versprochene Geld zusammenbringen würde, und glaubte deshalb an irgend eine Fopperie. Es wäre ihr nie eingefallen, daß er sich je einmal die Frechheit erlauben würde, ihr eine falsche Rechnung von seinen Einnahmen abzulegen. Sie bedauerte daher ihre Tochter, die unbefangene und trauherzig genug war, um etwas zu hoffen.

III.

Dreimal wöchentlich begleitete Boudier seine Tochter in die Zeichenschule, indem er sich auf sein Bureau begab. Angenehm war ihm dieser Gang, obgleich derselbe ihn zu einem Umweg nöthigte; denn dabei wurde ihm jedesmal das Glück zu theil, vor dem Laden eines Trödlers

vorbeizukommen, zu dessen verschiedenartigem Stand ein Büchergestell mit alten Scharfeten gehörte. Nie konnte er es sich versagen, dort stehen zu bleiben; jedesmal mußte schließlich Jeannette ihn am Rocke zupfen und ihm zustüstern: „Papa, es ist Zeit!“

Zwei Tage nach dem soeben geschilderten Familiengespräch machte Boudier mit seiner Tochter wieder einmal während zehn Minuten Halt vor dem Kram des Trödlers. Der Vater musterte zuerst den auf dem Bürgersteig ausgestellten Schund gewissenhaft durch; dann warf er auch einen Blick auf jene Bücher, welche im Schaufenster zu figurieren die Ehre hatten und bei welchen das Titelblatt aufgeschlagen war. Der Preis eines jeden stand auf dem am Rücken angeleimten Pergamentstückchen mit der Bleifeder verzeichnet. Seine Bemerkungen machte er halb laut: das eine war zu theuer, das andere war eine wahre Gelegenheit...

Urpöblich stößt er einen gewaltigen Schrei aus. Das Mädchen erschrickt und stürzt auf ihn los: der gute Mann stand dort in der größten Aufregung, zitternd und bebend; er rieb sich die Augen, fuhr mit dem Taschentuch über das trübe Schaufenster, hinter welchem ein Buch hervorleuchtete, das er glözend anstaunte. Er las und las abermals den staunenswerthen Titel des Wunderbuches.

— Das ist es ja! ja wohl, es kann nichts anderes sein! schrie er mit zitternder und kreischender Stimme; sapperlot! ja, das ist es!...

— Wir müssen gehen, Väterchen; es ist Zeit!

Jetzt gehen! Wie konnte er sich jetzt um die Zeichenstunde kümmern?

— Laß mich doch in Ruhe! schnaubte er mit ungewohntem Ungestim.

Jeannette begriff, daß es sich um etwas sehr Ernsthaftes handelte.

— Was hast du denn so sehr Interessantes gesehen, Väterchen?

— Was ich gesehen habe? machte er mit befängtigter und ganz leiser Stimme. Komm, schau selbst und lies.

Und er wies mit dem Finger auf einen kleinen Quartband, der so ziemlich unsauber dastand. Das Mädchen konnte nur mit großer Mühe den Titel entziffern. Sie versuchte zu lesen:

«Chy sensuyvent les gistes repaistres et

despens que moy Jacques Le Saige marchand de draps demourant a Douay: ay fait de Douay a Rome et a Hierusalem: et aultres lieux, la mil chincq cens XVIII. Avec mon retour.»

«Imprime a Cambray par Bonaventure Brassart, aux despens dudict Jacques.»

— Und jetzt? meinte Jeannette.

— Dieses Buch, antwortete Boudier gravitätisch und geheimnißvoll, setzt mich in Erstaunen ob seines Daseins, wie es alle Bücherefreunde in Erstaunen setzen würde. Es ist das einzige Exemplar; hörst du wohl, das einzige! ... Bis jetzt hat man zwei Auflagen von diesem Buche entdeckt, alles in allem fünf Exemplare, zwei von einer und drei von der andern. Man weiß, wo sie sind. Das letzte zum Verkauf ausgebotene Exemplar wurde durch den Buchhändler Potier, anno 1862, zum Preise von eintausend und fünf Franken erworben. Das war spottbillig. ... Diese Auflagen waren als erste und zweite bezeichnet. Allein gewisse Zeichen, die ich dir aufzählen mag, ließen vermuthen, daß es noch eine frühere Auflage geben mußte. ... diese erste Auflage, mein Kind, hat noch kein Mensch gesehen. ... und hier haben wir sie vor unsern Augen. Den unumstößlichen Beweis dafür finde ich in dem Unterschied, allerdings sehr winzigen Unterschied des Titels, und ... doch das fordert allzu lange Erklärungen; heute Abend werde ich sie dir zu Hause geben!

— Gut, einverstanden! Wir müssen gehen!

— Mein Kind, dieses Buch muß ich haben.

Ich zweifle daran, ob dieser armselige Händler den Werth des Buches kenne. Der Preis steht nicht auf dem Rücken. Ich zittere beim Gedanken, daß ich ihn fragen soll. ... Du machst dir keinen Begriff von meiner Freude, falls er mir sagen würde: „Drei Franken.“ Es ist aber ein Jude, er hat eine feine Nase, er wird mir wohl die Erregung anmerken...

— Wenn du willst, unterbrach ihn Jeannette, deren bewunderungswerthes Tactgefühl keine Gelegenheit versäumte, ihren Vater glücklich zu machen, wenn du willst, so gehen wir fünf Minuten lang spazieren, um Zeit zur Beruhigung zu finden; dann kommen wir zurück und treten ganz gleichgültig in den Laden ein; wir sehen zuerst etwas Anderes an und handeln. ...

— Die Engel haben denn auch Fehler, warf Boudier ein, indem er mit inniger Liebe seine Tochter anschaute? Na, du gehst mir auf dem Duai nach, und unsere Vereinigung wird Wunder hervorbringen.

Sie gingen fort.

Der ungeduldige Boudier ließ keine fünf Minuten vorüberstreichen. Als er wieder vor dem Laden stand und bereits den Griff der Thüre in der Hand hatte, war er erregter als je zuvor.

Als beide eingetreten waren, tauchte im dunkeln Hintergrunde der Händler auf und kam den Fremden mit feierlicher Langsamkeit entgegen; eine kleine Erscheinung, alt, mager und unreinlich, mit Schmutzflecken auf den Backen, mit Katzenaugen, ein aus dem Kohlenfaß hervorkriechender Teufel.

Boudier verlor all' seine Diplomatie vor jenem kalten steifen Schlangkopf: er grüßte mit übertriebener Höflichkeit, stotterte einige unverständliche Worte und streckte ängstlich den Arm nach dem famosen Buch aus, indem er sagte: „Sie erlauben!“

Der Jude begnügte sich damit, daß er seine klugen Neuglein zudrückte. Dann beobachtete er den Kunden, wie ein Untersuchungsrichter es gethan hätte.

Als Boudier das Buch einer umständlichen Prüfung unterzogen hatte, wurde er demüthiger als je, nahm eine schmeichelnde Miene an, und mit halbersticker aus trockener Kehle kommender Stimme frag er:

— Was soll das alte Buch kosten? Sie sehen, es ist sehr beschädigt; die Flecken mangeln nicht; auf der achten Seite, schauen Sie, ist ein Bruch. . . .

Der Jude nahm das Buch in die Hand, öffnete es mehrmals und in näselndem Tone sprach er schneidig:

— So wie's ist, fünfzig Franken.

Eine unbeschreibliche Verzerrung überzog Boudiers ganzes Gesicht. Seine Lippen bewegten sich, um einigen Bemerkungen Luft zu machen; von allem verstand man aber bloß: „Zu theuer! zu theuer!“

Jeannette konnte ihren armen Vater nicht länger so sehr verbüßt und eingeschreckt sehen; sie kam ihm zu Hilfe.

— Wir müssen gehen, Väterchen, die Zeit

ist längst vorüber; Sie können sich ja die Sache überlegen und dann den Herrn wieder sprechen.

Boudier ließ sich unbewußt von seiner Tochter fortreißen. Als sie in ihrer Zeichenschule war, begab er sich ganz betäubt zum Ministerium.

IV.

Beim Beschreiten der Amtsstube erkundigte er sich beim Büreaudiener, ob der Chef nicht nach ihm gefragt hätte. Da die Frage verneint wurde, setzte er sich nieder, richtete sich an seinem Schreibtisch ein, deckte das Tintengeschirr auf, steckte eine frische Feder an, öffnete drei Aktenstöße, fand darin aber bloß die Weisung „Ordnen“! Er ordnete. Dann lehnte er sich auf seinen Stuhl zurück, athmete tief auf — nachdem er seit seiner Flucht aus der Buitike keinen Athem mehr geholt hatte — und wartete auf Arbeit.

In der Stille seines Schreibzimmers beschwor er das Fragegesicht des schmutzigen Buchhändlers herauf und hörte dessen schnarrende Stimme: „Fünzig Franken! . . . fünfzig Franken“!

— Ich hör' es wohl, antwortete Boudier bei sich selbst. Ja, fünfzig Franken sind es, das heißt gerade die Summe, welche ich vor zwei Tagen mit Vorsicht in eine Ecke meiner Brieftasche gesteckt habe. Dort sind sie, und ich kann sie dir in's Gesicht schmeißen, alter Saunickel! Im übrigen wäre es ein gutes Geschäft; das Buch ist dreitausend Franken werth. Ein gutes Geschäft! . . . Wäre es auch eine gute Handlung? . . . Allerliebstes Kind! noch nie als jetzt hat es von mir etwas begehrt. . . . Obendrein habe ich es dazu veranlaßt, gezwungen. . . . Könnte ich ihm wohl das Seidenröschchen verweigern, und meinen Worten untreu werden? . . . Nein, das darf nicht sein! Dießmal würde ich für meine Treulosigkeit keine Entschuldigung mehr finden. Das Verdrießliche an meinem Opfer wird reichlich durch die Genugthuung ersetzt werden, daß ich dem Herzen meines lieben Töchterchens. . . . Ausgemacht! Meine Jeannette, du bekommst deinen Rock am 24. d. M., in zwölf Tagen.

Und Boudier rieb sich lustig die Hände, wie ein Mann, der sich von einem schweren Kummer befreit fühlt.

Schließlich könnte er ja auch nach anderen Mitteln suchen, um sich trotzdem den Besitz des Buches zu sichern. Er rechnete den Tag seiner nächsten Gratifikation aus: eine solche würde er ganz gewiß bei Gelegenheit des Neujahrstags erhalten. Dieselbe um fünfzig Franken leichter machen, wäre das so schwierig? Gut gedacht! Er werde sich den famosen Jacques Le Saige zum Neujahrsgeschenk vermachen. Dazu sei bloß ein Abwarten von anderthalb Monaten erforderlich.

Allein wird der Band wohl so lange hinter dem Schaufenster warten? Ach! ein grausamer Zweifel! Ein achtundvierzig Tage lang währendes Marterthum!

V.

Nicht bloß dreimal in der Woche, sondern täglich ging nunmehr Boudier vor dem Stand des Antiquars vorüber.

Als er sich wieder zum ersten Mal vor seinem Bände aufgestellt hatte, erschrak er vor der Leichtigkeit, mit welcher jeder Spaziergänger dessen Titel lesen konnte. Der Mann hatte alle Untugenden des Sammlers. Es fiel ihm ein, daß er selbst die Mühe genommen hatte, das Fenster zu putzen, welches der Straßentaub wie mit einem leichten Vorhang überzogen hatte. Diesen Fehler mußte er wieder gutmachen. Am andern Tage füllte er die Taschen seiner Weste mit Staub und ging seine Nase auf das Fenster heften, welches ihm durchsichtiger schien als je einmal. Durch gewaltiges Ein- und Ausathmen hatte er dasselbe bald ganz angefeuchtet, und auf diese anklebende Dunstmasse warf er einige Fingervoll Macadamstaub. Der Nebel verdichtete sich und das Buch war wie weggezaubert, es verschwand selbst vor Boudiers Augen. Welch' ein Erfolg!

„Ist das ein Kunststück! habe ich dem einen hübschen Streich gespielt!“ sprach er beim Weggehen lange vor sich hin. Dem Lumpenkerl, mit seinem Sammler-Gewissen, kam es nicht in den Sinn, daß er eine Schlechtigkeit begangen, daß er sich eines wahren Spitzbubenstreiches schuldig gemacht hatte.

Von einem Fehler fällt man in den andern. Jeden Tag ging Boudier zum bewußten Schaufenster und besserte die Beschädigungen aus, welche Wind, Regen oder Sonne an sei-

ner heimlichen Subelei angerichtet haben konnten. Er trieb sein höllisches Vergehen so weit, daß nach einer Woche die Fensterscheibe so wenig durchsichtig war, als ein mattes Glas. Doch hatte der Schlaupf das Vergnügen, sein Buch zu betrachten, sich nicht vollends rauben wollen: in einer Ecke des Fensters, so hoch oben, daß man nur auf den Fußspitzen hinreichen konnte, hatte er ein kleines Stück, kaum so groß wie ein Sou, unversehrt gelassen. Durch dieses Guckloch konnte das gierige Auge zum verschleierten Schatz gelangen.

Somit glaubte Boudier ein Mittel gefunden zu haben, ein fast sicheres Mittel, den 1. Januar zu erreichen, ohne daß jemand seinem Funde auf die Spur komme.

VI.

Trotz alledem kamen dem Beamten die Tage überaus lang vor.

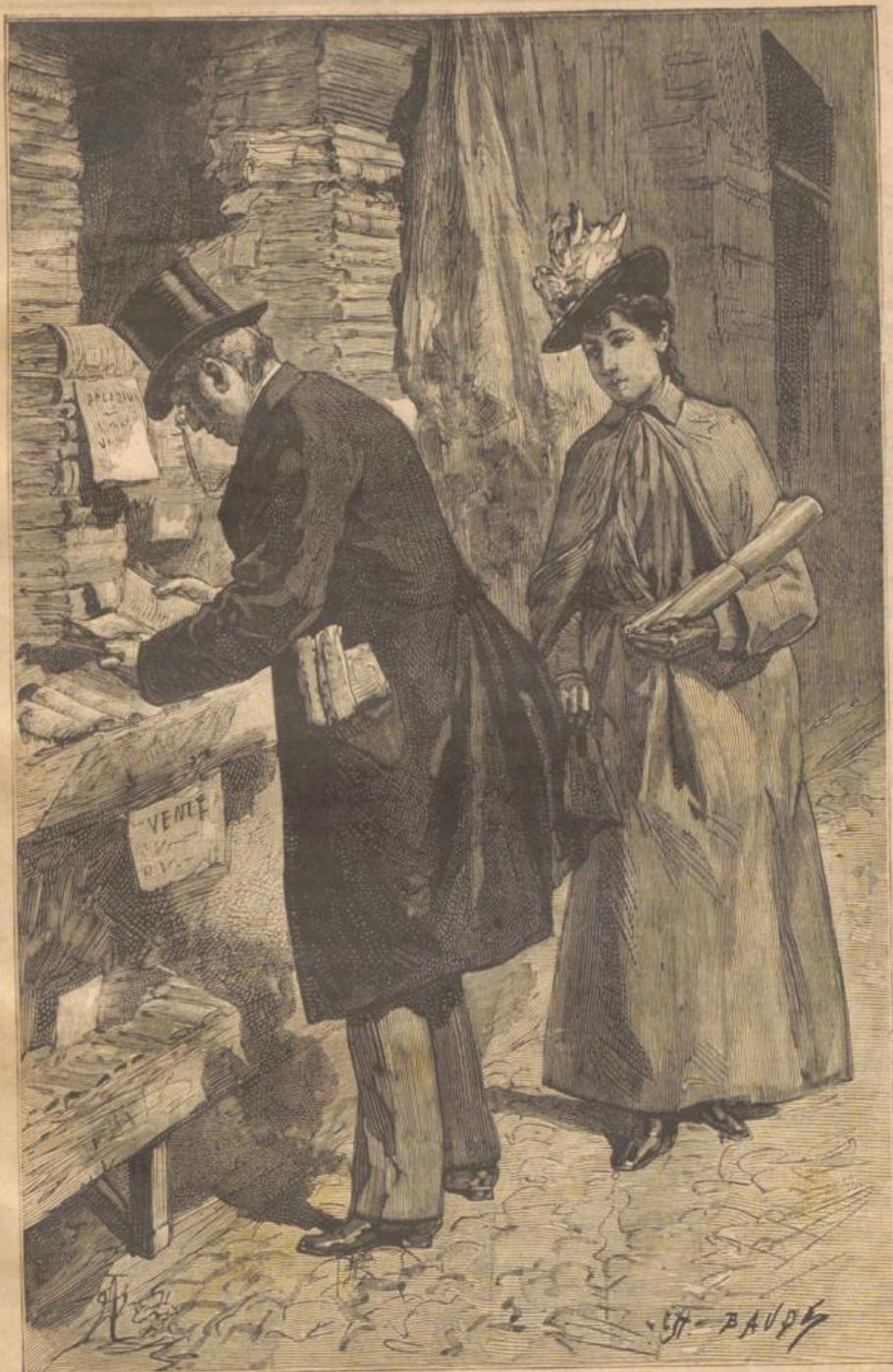
Der Morgen des 24. November war daher für ihn eine angenehme Haltstätte auf dieser Reise mit so schleppenden und endlosen Stappen. In jener Jahreszeit, wo das Tageslicht so spät erscheint, war Boudier nicht gewohnt, vor sieben Uhr aufzustehen; auch hätte ihm seine haushälterische Frau nicht erlaubt, ein Lichtstümpchen umsonst zu verbrennen. Am bezeichneten Tage aber konnte er, von sechs Uhr an, nicht mehr ruhig im Bette liegen bleiben.

Seiner Frau, die ihm diese Unruhe vorhielt, erwiderte er ganz offenherzig:

— Na, liebe Freundin, nicht die Schlaflosigkeit eines Missethätters, sondern der Vorbedacht einer guten und süßen That versetzt mich in diese ungestüme Lage. . . Ist es nicht heute, jetzt bald, daß wir unserer Jeannette Glück zu ihrem Festtage wünschen wollen? . . .

Die geheimnißvolle Art, womit er diesen einfachen Gedanken in Anregung brachte, bewirkte, daß Frau Boudier völlig aufwachte, und daß ihre Reugierde sich steigerte. Sie frug ihn denn weiter aus.

Boudier fühlte ganz gut, daß, bevor er seiner Tochter ein unverhältnismäßiges Geschenk gebe, das seinen besondern Hilfsmitteln so wenig angemessen war, es nothwendig war, seiner Haushofmeisterin ein Geständniß abzulegen. Seiner Frau und zugleich seiner Tochter auch eine Ueberraschung bereiten zu wollen, das war sich



Jedesmal mußte schließlich Jeannette ihn am Rocke zupfen und ihm zuflüstern: „Papa, es ist Zeit!“

der Gefahr eines Bühnenstreichs aussetzen, der seine Wirkung zum Theil verfehlen konnte. Eine Wolke hätte die kleine Feierlichkeit verbüffern können, zu welcher das Vaterherz mit eben so viel Liebe als mit heldenmüthiger Selbstverleugnung ein Programm arrangiert hatte.

Mit Tapferkeit bewaffnet — vielleicht weil er in dunkler Nacht das Gesicht seiner Frau nicht sehen konnte — schritt Boudier unmittelbar zur Sache. Ohne etwas von seinen gewohnheitsmäßigen Unterschlagnungen anzudeuten, gestand er geradehin seinen ausnahmsweisen Abzug — welche eine hübsche Verhüllung! — von fünfzig Franken, zur Verwendung für den seidenen Rock ihres lieben Kindes. Beim letzten Wort dieses Geständnisses glaubte er eine Bewegung seiner Frau wahrzunehmen, und unwillkürlich steckte er die Nase wieder unter die Betttücher. Er täuschte sich: keine Bewegung, kein Sterbenswörtchen. . . Dieses Stillschweigen beunruhigte ihn; denn er vermochte nicht, es zu seinen Gunsten auszuliegen. . . Er setzte deshalb sein Geplauder fort, indem er seiner Stimme die lebenswürdigsten Biegungen zu geben suchte.

Als er mit rührender Offenherzigkeit erzählt hatte, was er für Kämpfe mit seiner Leidenschaft hatte bestehen müssen, um dem seiner Tochter einmal gegebenen Wort treu zu bleiben, da spürte er, wie ein bewegter Kuß auf seine Stirne gedrückt wurde. Das war die Freisprechung. . .

Eine Viertelstunde später liefen beide zum Bette ihrer Jeannette.

Des Vaters Compliment war nicht lange: „Siehe da, sprich er zu seiner Tochter, ohne ihr Zeit zum Aufwachen zu lassen, da nimm dieses Geld: es ist der Betrag des Kaufpreises für einen gewissen Rock, wovon die Rede gewesen vor vierzehn Tagen. Weißt du's noch? Ich habe das Zeug dazu nicht selbst kaufen wollen: du kannst die Wahl besser treffen als ich. Wenn du, bei Entgegennahme dieses Beweises meiner Liebe, den zehnten Theil vom Glücke empfindest, das ich beim Anbieten desselben im Herzen verspüre, so brauchst du mir nicht zu sagen, liebes Kind, daß du glücklich bist; davon bin ich überzeugt.“

Darauf umarmte Boudier seine Tochter,

die heiße Thränen vergoß. Frau Boudier zitterte vor Rührung.

Welch' eine Glückseligkeit an jenem Tage in der bescheidenen Wohnung des kleinen Beamten Boudier! — Das alles für fünfzig Franken!

VII.

Indem Boudier, einige Stunden nach dem Morgenereigniß, vor dem besudelten Schaufenster seines Buchhändlers vorübertritt, warf er einen Blick auf „sein“ Buch. Dort stand es, allen scharfsichtigen Augen zum Trost und mit heiterm Gesichte ausruhend, während es von dem künstlichen Nebel, welcher dasselbe eifersüchtig umgab, nur mehr Ruhe zu entlehnen schien.

Allein da er sich allein auf seinem Bureau befand, begann der Beamte seine Sitzung am Arbeitstisch damit, daß er in Gedanken aller Welt erzählte, wie er in jenem Augenblicke der glücklichste Mensch auf Erden war.

Plötzlich erschien sein Diener:

— Der Herr Direktor wünscht den Herrn zu sprechen.

Boudier stieg sofort von seiner Dachstube in das erste Stockwerk herunter, wo der große Chef thronte.

Der gute Boudier, wie man von einem Ende des Ministeriums bis zum andern ihn nannte, stand auf einem äußerst freundschaftlichen Fuß mit seinem Direktor, einem übrigens lebenswürdigen Manne, dessen Geist und Herz so großmüthig waren, als der Einfluß einer langen bureaukratischen Trockenheit dieß zuließ. Beide hatten zusammen ihr Amt begonnen und waren seither — in respektvoller Entfernung — Kameraden geblieben.

— Mein lieber Boudier, frug ihn sein leutseliger Vorgesetzter, als ich Ihnen vor etwa vierzehn Tagen eine bescheidene Gratifikation herzahlte, wissen Sie noch welche Summe Sie aus meinem Cabinet mitfortgenommen haben?

— Jawohl: derartige Glücksfälle bleiben mir im Gedächtnisse: Sie haben die Güte gehabt, mir zweihundert Franken auszusahlen.

— Ja, so viel ist es, und ich habe keine Veranlassung mehr, wegen des Vorhandenseins dieser Zahl Nachfrage zu halten. . . Seit vierzehn Tagen schulde ich, mein lieber Freund, Ihnen diesen Fünfzigfrankenschein, der sich in

meinen Papieren verirt hatte . . . Nehmen Sie ihn denn, er gehört wohl Ihnen.

Boudier streckte seine Hand zögernd darnach aus. War das ein Traum? All' sein Blut hatte sich im Herzen angestaut, er war bleich.

Er verabschiedete sich von seinem Direktor ohne ein Wort hervorzubringen. Stumpfsinnig betrachtete er das Papierstück, welches er wirklich in seinen Händen hielt.

— Das ist ja mein Buch, was! so löste sich auf einmal seine Zunge wieder.

Er war bloßen Hauptes. Wird er Zeit verlieren, um die fünf Treppen emporzuklettern und seinen Hut zu holen? Nein: da tritt ihm ein College in die Quere, er nimmt ihm seine Kopfbedeckung und — Reißaus.

Vom Ministerium bis zur Butike des Juden waren es fünf Minuten. Als er das Ziel erreicht hatte, war es ihm, als hätte er die Reise um die Welt gemacht.

Endlich ist er angelangt. Noch zwei Schritte, und sein Blick, rasch das schützende Fenster durchbohrend, wird dem Jacques Le Saige zurufen: „Jetzt endlich bist du mein!“

Nein, es ist kein Traum: hier ist die Banknote und hier . . .

„Ach! Himmel! wer erkennt den nun urplötzlich verwirrten und sich unsinnig geberdenden Menschen wieder? . . . Seine Stirne heftet sich an das schmutzige Schaufenster und drückt es beinahe ein. Wahrlich, er hat den Verstand verloren! Seinen zuckenden Lippen entfahren Schreie, hastig, unzusammenhängend; seine Stimme ist rau, wie diejenige eines vom Alpe gedrückten Schlafenden: „Wo ist es? . . . Wo ist es? . . . Sonst versteht man nichts . . .“

„Ach! die Stelle ist leer! . . . das Buch ist verschwunden! . . .“

Als der erste Schrecken vorüber war, faßte Boudier wieder Hoffnung. Er wähte, als sei er in seine eigene Falle gerathen, als sei das Buch vielleicht von seiner Stelle gerückt worden; das Fenster sei wahrhaft zu schmutzig, um deutlich durchblicken zu können. In einer Minute ließ sein Taschentuch allen Roth verschwinden, den sein erfinderischer Geist mit vierzehntägiger Geduld angehäuft hatte.

Doch — nichts, nichts war mehr dort! die Verzweiflung erfaßte ihm aufs neue das Herz.

Vielleicht hat der Händler dem so hoch angeschlagenen Buche eine bessere Stelle angewiesen? . . . Vielleicht verwahrt er's sorgfältig in einem besondern Fach? . . . Das war denn ein letzter Hoffnungsstimmer.

Boudier mußte eintreten. Er öffnete entschlossen die Ladenthüre.

Diesmal kam ein zwölfjähriger Junge auf ihn zugegangen. Das Lebergesicht des Juden tauchte unverweilt im dunkeln Hinterkammerchen auf.

— Junge, frug Boudier, weißt du, an welchem Plage der Band ist, welcher dort stand, vor einer Weile?

Dabei wies er mit der Hand auf die leere Stelle im Schaufenster.

Indem der Knabe umkehrte, um Auskunft bei seinem Lehrmeister zu holen, schrie dieser, da er die Frage vernommen:

— „Verkauft!“

Das schlug Boudier zu Boden. Er wollte sich die Antwort dennoch wiederholen lassen:

— Ich wollte fragen, versetzte er mit lauter Stimme, wo das Buch ist, welches . . .

— Verkauft! unterbrach ihn der Trödler ungeduldig.

— Verkauft! fuhr der Lehrling im Wiederhall fort.

— Verkauft, murmelte Boudier maschinenmäßig. Und er trat aus.

VIII.

Als Boudier abends nach Hause kam, war er übler Laune, was er nicht verbergen konnte. Man nahm es leicht wahr und wollte durchaus wissen, wo seine Verbrießlichkeit eigentlich herkäme.

— Na! so will ich es Euch denn sagen, und dann wollen wir weiter davon nicht mehr sprechen. Stellt euch vor, meine Theuersten, jenes Buch . . . Wißt Ihr? . . .

— Ja, und dann?

— Es ist verkauft.

— So! Das ist sonderbar, machten zugleich Mutter und Tochter.

Dies war alles. Boudier zog sich in sein Cabinet zurück und ließ sich nachdenkend in einen Lehnstuhl nieder. Seine Frau und Jeanette plauderten mitunter fort, lachten ohne Erbarmen. . .

Als auf dem Wege nach der Zeichenschule Vater und Tochter das nächste Mal wieder am Kramladen des Büchertrödlers vorüberkamen, schauten sie sich gegenseitig an und wechselten ein melancholisches Lächeln aus.

— Es ist nicht mehr dort, sprach Boudier.

— Na! seien Sie darob nicht so sehr betrübt, wer weiß, ob . . .

— Ob ich nicht ein zweites Exemplar irgendwo finde? . . . Da sagst du eine Dummheit, Kind . . . Doch reden wir von andern Dingen . . . von dem Rock z. B. . . Hast du ihn gekauft?

Bei dieser einfachen Frage, erröthete Jeannette und stotterte:

— Noch nicht . . . Mama . . . Die Näherin . . .

Boudier sah die Verwirrung seiner Tochter. Er schüttelte den Kopf mit gefühlvollem Gesicht.

— Soll ich's errathen? seufzte er . . .

— Was denn? versetzte Jeannette lebhaft.

— Nicht war, du sprichst deswegen nicht gerne von deinem Kleide, weil du meinst, es thue mir leid, daß ich dazu das Geld verwendet habe, was mir zum Ankauf des Buches hätte dienen können? . . .

— Wir sind angekommen; geben Sie mir einen Kuß; auf heute Abend!

Und das muntere Mädchen verschwand . . .

Kurze Zeit darauf zerbrach ein neuer Zwischenfall, immer aus Anlaß des absonderlichen Rockes, dem Boudier den Kopf.

Er kam etwas früher nach Hause als gewöhnlich und, um mit kindlicher Freude seine Leute zu überraschen, drehte er den Schlüssel ganz leise im Schloß um. Seine Frau bereitete in der Küche das Diner. Jeannette, unter der Lampe des Speisenzimmers sitzend, war in eine Stickereiarbeit, dessen Bestimmung schwer hätte errathen werden können, tief versunken.

— Die schönen Pantoffels! schrie Boudier, und lachte wie ein loser Bube.

— Oh! der Boshafte! er hat mir Angst gemacht, schrie Jeannette aufspringend.

— Man sieht, daß der Silvesterabend heranrückt . . .

— Mensch, sprach die herbeilebende Frau Boudier, du bist ein Naseweiser . . . Glücklicherweise aber hast du überzwerch gesehen, du weißt also nichts.

— Was! keine Pantoffels das? . . .

— Wenn du's gerne glaubst, meinnetwegen. Am 30. wirst du gestehen daß du blind gewesen bist. . . .

— Das schöne Datum! erwiderte Boudier, und küßte Frau und Kind . . . Ich will hoffen, daß Ihr jenen Tag wählet, um Jeannettes Rock zum Geschenk fertig zu haben! . . .

Frau Boudier stellte sich, als brenne etwas in der Küche an und entfernte sich rasch; Jeannette lief auf ihr Zimmer, um die Wolle zu holen, welche sie eben in Händen hatte.

Und Boudier, überrascht und einsam, sann über das Geheimniß des Rockes nach.

IX.

30. Dezember, 6 Uhr morgens. Frau Boudier hat sich sanft aus dem Bett gleiten lassen, ganz leise, um ihren Mann nicht zu wecken. Sie glaubte wenigstens, daß es ihr gelungen war. Allein Silvester Boudier hatte schon lange die Augen halb offen, ohne jedoch vollständig wach zu sein. Er lag da im Schlummer und kostete dessen so angenehme Träumereien. In diesem schlafüchtigen Zustande zog sein so stillglückliches Leben unter seinen halbgeschlossenen Augenlidern vorüber: das ruhige Alltagsleben, die friedlichen Gewohnheiten, die kostigen Hausfreuden, die gemüthlichen Zerstreungen, alles gerade so bewegt wie ein Pendel mit den regelmäßigsten Schwingungen; das genügsame Dasein mit so wenig leiblichen Bedürfnissen, aber mit so großem seelischen Gesichtskreise, in dem Herz und Geist sich zwischen diesen vier Kardinalpunkten hin- und herbewegten: Ergebenheit eines Weibes, innige Zuneigung einer Tochter, gesunde Bücherliebhaberei, Gefühl der Amtspflicht. . . .

Ein Lärm oder vielmehr eine Musik aus der Küche drang in sein Ohr: seine Frau machte die Kaffeemühle tanzen. Wie alle geistreichen Leute, hatte er eine wahre Leidenschaft zum Kaffee; seine Nasenlöcher erweiterten sich, um die Ausströmungen des wohlriechenden Pulvers reichlich aufzunehmen. Er lächelte, indem er dem Aechzen der vom Eisenzahn zerriebenen Bohnen zuhörte. „Das ist, kispelte er sich selbst zu, die erste Strophe ihres Festliedes.“

Bald wurde Boudier ein lebhaftes Hin- und Hergehen auf der Seite des Eszimmers

gewahrt. Seine Tochter war auf den Füßen; daran durfte er nicht mehr zweifeln, nachdem er eine nichtdenkwillende Lachsalm vernommen hatte, während die Mutter fortwährend ganz leise mahnte: „Bleib' doch still! um Gotteswillen, halte denn ein; du weckst ihn ja auf!“

Unser Freund war nun so ziemlich neugierig geworden. „Es ist nicht wie sonst, bemerkte er; es muß etwas Außerordentliches hinter dieser Wand los sein.“

Er horchte weiter: „So, jetzt ist alles parat; rühr' dich nicht, ich will ihm sagen, daß er aufstehen mag.“

Wie Frau Boudier in's Schlafzimmer trat, war ihr Mann schon daran, den Hausrock anzuziehen. . . .

Als er in's Schlafzimmer blickte, glaubte er an eine Feuersbrunst. Er schwamm gleichsam in der Beleuchtung. Er mußte die verblendeten Augen zudrücken. Denket nur: mindestens zehn Wachslichter, auf dem Kamin, auf dem Pianino, auf dem Tisch, nebst der Lampe und dem großen knisternden Feuer!

Sobald die Augen ihren Dienst wieder thun konnten, schaute er begierig um sich. Er erkannte zunächst seine Gattin, und diese nahm ihm den Kopf sogleich in beide Hände und ließ zwei große Küsse erschallen, die größten, welche je ein Mann von seiner Frau bekommen habe.

Diese Anrede war wohl eine andere werth. Allein Boudier fand keine Zeit dazu! Im Augenblick, Madame hatte ihn kaum losgelassen, als zwei niedliche Arme sich gewaltig um seinen Hals schlangen, und sich unzählige Küsse auf seine Wangen, seine Augen, seine Stirne von seitens Jeannettes niederließen.

Kein Mund hatte noch ein Wort geredet; nur die laut pochenden Herzen hatten in dem stummen Wettstreit von Familienzärtlichkeiten gesprochen.

Boudier bemühte sich, zwei große Thränen zurückzuhalten; umsonst, sie gingen ihm doch durch. Als er sie abgewischt hatte, lenkte er die Blicke auf den Tisch: derselbe war mit einem schneeweißen Tuch bedeckt, und darauf die dampfende Kaffeekanne inmitten eines wahren Kindermahles: feines Butterbrod und allerlei Backwerk.

Indeß unter all' den verschiedenen Sachen

stach, mitten auf dem Tisch, ein Gegenstand durch seine absonderliche Gestalt hervor. Boudier machte die Augen weit auf. . . . Was konnte denn das eigentlich sein? . . . Auf den ersten Blick war es nicht zu erkennen. Er beschaute das Ding von allen Seiten, blickte dabei bald seine Frau, bald seine Tochter an, gleich als wollte er sie fragen: „Das ist doch gewiß die Stückeri, welche ich vor einigen Tagen gesehen habe, dachte er; aber Pantoffels sind es keine.“

Jeannette zog ihn aus der Verlegenheit. Sie nahm mit zitternder Hand den geheimnißvollen Gegenstand und bot ihm denselben dar: — Nehmen Sie das, lieber Vater, sprach sie heftig gerührt und mit halberstickter Stimme. . . . Sehen Sie . . . es ist nicht, was Sie meinten . . . es ist ein Säckchen, eine Scheide. . . . Machen Sie's auf . . . schauen Sie . . .

Boudier gehorchte maschinenmäßig.

Er öffnet, er schaut . . .

— Mein Buch! schrie er.

Und er fiel auf einen Stuhl zurück, bleich, eine Hand auf dem Herzen, die Lippen beben, geben aber keinen Laut von sich. . . . Er sinkt um . . .

Frau und Kind stürzen herbei, halten ihn, umarmen ihn, rufen ihm zu. Seine Brust schwillt an, die Schluchzer steigen empor und bald bricht ein wahrer Thränenstrom hervor und besänftigt das Gewitter. . . .

Er hatte richtig gesehen: es war „sein Buch“!

Er legte es auf den Tisch; dann ergriff er seine Jeannette und drückte sie, wie von plötzlicher Wuth befallen, so fest in seine Arme, daß die zarten Glieder des Kindes krachten.

Sie hielt an um Gnade. Boudiers Arme ließen etwas nach, seine Liebesongen wurden erträglicher.

— Ihr macht mich sterben! murmelte er.

Als er kurz nachher wieder Meister wurde über seine Vernunft, wand er sich an seine Tochter mit Worten, worin ein wenig Beschämung, ziemlich Bedauern, sehr viel Genugthuung zu erkennen war:

— Dann hast du dein Kleid nicht! sprach er. Jeannette schlug die Augen nieder. Der Vater hatte die Bescheidenheit seiner Tochter nicht genug gekannt.

— Ich brauche es nicht, erwiderte sie einfach; weil ich aber weiß, daß Sie mir keine

Mühe machen wollen, so sprechen Sie nicht mehr davon.

Boudier bestand nicht länger darauf; man hätte aber in einem seiner feuchten Augen ein bedeutungsvolles Blinzeln bemerken können.

Wir haben wohl nicht nöthig zu erzählen, wie das edelmüthige Mädchen, in einem Aufschwung kindlicher Aufopferung und mit Zustimmung seiner Mutter, zu dem Trödler geeilt ist und die alte Schartefe gegen den Preis eines bescheidenen Rockes ausgetauscht hat.

Dafür hatte sie nun, im übermenschlichen Glücke ihres Vaters, die beste und süßeste Belohnung erhalten . . .

Kaum war das Frühstück zu Ende, so rief Boudier seine Frau beiseite. — Meine beste Freundin, sprach er, ich will dir nicht weiter erzählen, in welchem Maße das Benehmen unseres Kindes mich gerührt hat: das Andenken an diese seine That wird unter allen Erinnerungen meiner Seele stets obenan stehen, so lang ich lebe. Ich kenne sein Zartgefühl genug, um zu wissen, daß der Gedanke an das mir bereitete Glück das Kind voll und ganz belohnt. Es kann sich also unter uns nicht darum handeln, dieser Belohnung etwas beizufügen . . . Doch, daß sie ihr armes Nädchen entbehre, das nur zu denken ist mir unmöglich . . .

Indem Boudier so redete, öffnete er seine Brieftasche und holte den bewußten Fünzigfrankenschein heraus. Das Herkommen desselben theilte er seiner Frau treulich mit, und bereitwilligst gab sie dem Verbrecher eine neue Lossprechung.

— Das ist gefundenes Geld, fuhr er fort; kaufe das Kleid, und übermorgen soll es Jeannette zum Neujahrsgeschenk haben. Aber wohlverstanden! du allein mußt den Rock ihr zum Geschenk machen. Sie darf nicht einmal ahnen, daß ich irgendwie mitgeholfen habe. Ich selbst will und kann ihr nichts geben; nein, nichts. Wenn ich sogar hundert tausend Franken hätte, die für sie wären, so würde ich ihr dieselben durch eine andere Hand zukommen lassen, nicht durch mich selbst . . . Es darf nicht sein, daß es ihr einfalle, als hätte ich je versucht, das zu bezahlen, was mehr werth ist, als alles Vermögen der Welt: die Liebe eines Kindes.

Theophil Denis.

Im Jagdhaus.

Von Paul Georges.

(Mit einer Abbildung.)

Es war am Morgen des Sanct-Hubertus-tags. Die sechste Stunde hat geschlagen, und finstere Nacht herrscht noch allseits; nur die Schloßkapelle von Hobenthal ist halb erleuchtet für die Frühmesse. Der Anblick ist befremdlich und ergreifend. Die Altarkerzen sieden mit nur matten Strahlen durch das Dunkel; gerade wie ein Sternenhimmel ohne Mond. Die jungen Ministranten sind noch schläfrig und reiben sich beim Antwortgeben die Augen aus. Ich sage nicht, daß auch andere in der Versammlung dergleichen thun.

Ungeachtet der etwas ungewohnten Stunde und obschon die Kälte so ziemlich scharf ist, wie dies zum November ja paßt, hat kein einziger der Eingeladenen bei der Andachtsübung fehlen wollen. Alle sind zur Stelle; wie die Jäger, zum Besteigen der Pferde bereit, so auch die Amazonen, zwar fröstelnd, aber entschlossen und unternehmend; deren feine Gesichtszüge, infolge des frühen Aufstehens etwas bleich, zeichnen sich deutlich auf dem dunkeln Gemäusel des heiligen Ortes ab.

Im ersten Rang befindet sich der Hausherr, ein alter Edelmann des Anjou, ein fleißiger Jagdliebhaber, ein liebenswürdiger und gastfreundlicher Burgherr, der im Punkte der Wachsamkeit allen mit dem Beispiel vorangeht.

Neben ihm knieet seine einzige Tochter, die Frau eines Seeoffiziers, der seit zwei Jahren abwesend ist und dessen Rückkehr man gerade auf den morgenden Tag erwartet. Die junge Gattin, welche ihren Gemahl zärtlich liebt, hatte sich anfänglich dem Jagdgesolge nicht anschließen wollen; ihr Vater hat mit Bitten nicht nachgelassen, und so, einzig und allein um ihm angenehm zu sein, wird auch sie an der Jagd theilnehmen. Uebrigens, ist das nicht ein Mittel, den langen Erwartungstag abzukürzen? Gewiß ist dies der längste aller bisher verfloffenen Tage, obgleich es auch der letzte ist. Wer ja einmal hat warten müssen, der weiß, ob ich die Wahrheit rede!

Frau von La Roche hat fünfundzwanzig Jahre. Sie ist groß, blond, schlank, ohne Magerkeit. Ihre dunkelblaue Amazonenkleidung zeichnet eine hübsche Taille, und ihr anmuthiges Gesicht wird von zwei saphirblauen Augen erleuchtet. Ihr Vater und ihr Gatte beten sie an, und jedermann in Hohenthal liebt sie.

Die Jagdhunde auch stehen parat und werden von den Rüdenknechten mit kurzen engen Hosen in Ruhe gehalten: eine kräftige und ausdrucksvolle Bewegung der Peitsche, die von Zeit zu Zeit plötzlich erhoben wird, beschwichtigt die Neigungen der Thiere zum Bellen. Dieselben, feurig, lebhaft, ungeduldig, an der Koppel zerrend, fragen sich offenbar, warum man sich so lange nicht auf den Weg macht. Der Leithund allein, ein schönes Thier von edler Rasse, dessen Ohren sich auf dem Boden fortzuschleifen, liegt ausgestreckt an der untern Chorstufe. Ruhig und ernst, wie wenn er sich seines Werthes und seiner Ueberlegenheit bewußt wäre, würdigt er seine Stammesgenossen kaum eines Blickes. Sein Führer braucht ihm nicht die Peitsche zu zeigen, um ihn in Respekt zu halten; denn er bekommt eine besondere Kost und hat einen aparten Platz im Stall, und deswegens läßt er sich nie mit dem gemeinen Hundsvolk ein. Sind die anderen der Pöbel, so ist er ein Fürst, und betrachtet man seine majestätische Haltung den anderen gegenüber, so kommt man zur Ueberzeugung, daß er es weiß.

Itē, missa est.

Der Priester wendet sich zu den Andächtigen, und segnet sie, die Hunde nicht ausgeschlossen, sind sie doch auch Geschöpfe Gottes, gerade wie alle anderen.

Man verläßt die Kapelle; rasch wird stehend gefrühstückt, und das Zeichen zum Ausrücken ertönt. Dabei herrscht zuerst im großen Hofe, am Fuße der Freitreppe, ein namenloses Gewirr. Die Hunde bellen und springen, die Knechte fluchen, die Pferde wiehern und stampfen. Bald aber ist die Ordnung hergestellt. Die Damen sind bereit. Man öffnet das Gitterthor, und der Aufzug erscheint auf der Straße, als das Tageslicht eben zu schimmern beginnt und den mit Reif bedeckten Boden erleuchtet.

Bis zum Wald geht es im Trab. Gestern hat man einen Hirsch wahrgenommen, einen alten Einsiedler, dessen furchtbare Brüche den Jägern starke Regungen in Aussicht stellen. Im Gehölz wird zunächst Halt gemacht. Der Leithund tritt an, und mit der Nase am Boden sucht er die Spur, den Führer buchstäblich nach sich fortschleppend. Es herrscht tiefe Stille. Man hört bloß das Rauschen durch das Dickicht. Der Spürhund schnaubt und erwürgt sich halb durch gewaltiges Ziehen an der Koppel. Auf einmal ertönt ein furchtbares Bellen. Es wird ins Jagdhorn gestoßen, zum Zeichen, daß der Hirsch gesehen worden: derselbe, in seinem Lager entdeckt, ist aufgesprungen. Er erscheint am Rande des lichten Waldplatzes, stolz, muthig, bebend, mit gerade stehender Augenprosse, mit herrlich entwickelter Brust, mit wildem und trotzigem Blick. Eine wahre Erscheinung aus dem Mittelalter, Sanct Hubert und die märchenhaften Jagden in Wäldern mit seltsamen Bäumen darstellend. Der Hirsch betrachtet den Feind. Seine Gestalt zeigt sich fahlroth, fast schwarz in der feenhaften, weißgepuberten Umgebung, da der aufgehende Tag die schimmernde Erzfarbe auf seinen Rücken legt.

Ein Hörnerschall erschüttert ihn. Zuerst zögernd, entfernt er sich dem Niederholz entlang; dann zog er sich plötzlich in das Dickicht zurück. Die Hunde werden losgekuppelt, die Jagd beginnt; eine wahre Höllejagd, ein windschnelles Eilen und Rennen durch die großen Alleen, wo die Pferde in wiederhallendem Galopp dahinsprengen. Die ganze Gesellschaft theilhaftig sich lebhaft an der Hetzjagd, und die junge Frau von La Roche, bislang gleichgültig und zerstreut, erwacht jetzt und, von der allgemeinen Begeisterung angehaucht, feuert ihre Gefährtinnen mit Geberde und Stimme an. Diana selbst wäre nicht flinker und rühriger.

Wir wollen die Jagd nicht in ihren Einzelheiten beschreiben. Gegen zwei Uhr ist der Hirsch in die Enge getrieben, er springt in den Teich, treibt auf dem Wasser umher und sieht seinem Untergange entgegen. Die Hunde packen ihn an den Augenprossen. Einer der Jagdtheilhaber macht ihm mit einem Messer den Garaus. Das Wild wird vertheilt und, indem die Rüdenknechte und die Hunde in

einiger Entfernung folgen, begibt man sich zum Jagdschloßchen, wo ein Imbiß aufgetragen wird. Dazu ist es auch Zeit; denn man vergeht vor Hunger, und bis nach Hohenthal sind es vier Stunden.

— Mein Jagdhäuschen! sprach lächelnd Herr v. Espérac.

Diese Benennung ist wahrlich zu bescheiden für das hübsche Schloßchen, welches hinter dem ländlichen Neußern eine bemerkenswerthe Behaglichkeit und zierliche Ausrüstung birgt. Es hat nur eine Etage. Im Erdgeschoß liegt ein großer Raum, in dessen Mitte sich der mit Schwaaren, Flaschen und Obst beladene Tisch erhebt, und im Hintergrund sieht man die lustig brennende Flamme im Kamin. Die Lieblingshunde des Hausherrn strecken sich müde und gesättigt in der Nähe des Feuers aus; ihre Schnauzen sind vom Jägerrecht noch blutig. Hinter diesem Saale liegt ein kleineres Zimmer, das den Damen zum Bouboir dient; es ist ganz einfach möblirt: ein niederer Divan im Alkoven und einige Stühle. Oben drüber zwei andere Räume mit derselben Eintheilung wie unten: ein Schlafzimmer und ein großes Cabinet. Das ist alles.

Es ist zwecklos, den Imbiß zu beschreiben: er war reichlich und durch heiteres Gespräch belebt. Gegen vier Uhr, als die Nacht bereits anbrach, gab man das Zeichen zur Abreise nach Hohenthal, wo man ungefähr um sieben Uhr ankam. Die Heimkehr vollzog sich beim Schimmer der Fackeln und in lustigem Wirrwarr, worin sich niemand zu erkennen vermochte. Ein jeder hatte übrigens Eile, auf sein Zimmer zu kommen.

Das Essen wurde gewohnheitsmäßig um acht Uhr aufgetragen. Die Gäste zu Hohenthal waren alle im Speisesaal versammelt, als ein Diener eintrat und mit Herrn v. Espérac sprach. Dieser stieß einen dumpfen Schrei aus.

— Was sagen Sie? . . . meine Tochter . . .

— Ich muß mittheilen, daß die gnädige Frau nicht zu Hause ist, erwiderte der Diener. Ihre Kammerfrau ist sogar sehr besorgt. Das Pferd der gnädigen Frau ist ganz allein zum Stall gekommen.

Herr v. Espérac wurde bleich und rieb sich die Stirne mit der Hand.

— Entschuldigen Sie mich, bitte, meine

Herrn und Damen . . . sprach er. Ich will gehen und sehen, was das zu bedeuten hat . . .

Mit dem Diener verließ er den Saal, seine Gäste ganz betäubt zurücklassend. Als er bleich und bestürzt wieder eintrat und die Nachricht von dem erstaunlichen Verschwinden bestätigte, suchte ein jeder ihn zu beruhigen.

— Fassen Sie Muth, wiederholte man. Es ist ihr ganz gewiß kein Leid widerfahren. Sie wird wohl im Jagdschloß zurückgeblieben sein. . . Wir haben sie alle dort gesehen, da sie mit uns zu Tische saß. . .

— Meine Herrschaften, versetzte der Schloßherr von Hohenthal, bitte, thun Sie hier, wie wenn Sie zu Hause wären. Speisen Sie weiter, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Ich will, das verstehen Sie ganz gut, ins Jagdhaus zurückkehren. Ich muß nach meiner Tochter suchen . . . Sie wird sich unwohl gefühlt haben . . . was weiß ich? Vielleicht war sie bei unserm Weggehen gerade eingeschlafen, obichon ich nicht begreifen kann, daß sie nicht aufgewacht sein soll, als die Knechte, welche hinter uns zurückgeblieben sind, alles wieder in Ordnung gebracht haben. Jetzt muß sie ja vor Angst sterben, mütterseelenallein im Jagdhaus, mitten im Walde . . . Man spannt an . . . ich eile, sie wiederzufinden. In zwei Stunden werden wir zurücksein, sie und ich, der eine die andere zurückbringend.

Nach drei Stunden kam er wirklich zurück, aber ohne sie. Frau v. La Roche war nicht im Jagdhaus! Man hatte überall nach ihr gerufen, im Walde hatte man auf dem Horne geblasen, man hatte die Einwohner der benachbarten Dörfer befragt, man hatte die Ufer des Teichs abgesehen. Nichts! nichts!

Unerklärlich.

Was muß das nicht für eine Nacht im Schloß zu Hohenthal gewesen sein? Ein geheimnißvoller Schrecken lag auf allen Gemüthern. Was war aus der jungen Frau geworden? War sie das Opfer eines hinterlistigen Ueberfalles geworden? Doch sie hatte ja keinen Feind, das allerliebste Geschöpf! Sie konnte keinen Feind haben! War sie im Weiber ertrunken? Das war auch vollkommen unwahrscheinlich, da man sie nach dem Abschachten des Hirsches im Jagdhaus gesehen hatte. Man mußte ja annehmen, daß sie aus freien

Stücken und allein während der Mahlzeit oder nachher dorthin zurückgegangen wäre! Dann aber wäre es in einem Anfall von Wahnsinn geschehen! Doch so urplötzlich, ohne Ursache, ohne vorhergehende Anzeichen wird man nicht wahnsinnig! Und dann, aus welchem Grunde könnte sie sich wohl ein Leid angethan haben, gerade jetzt, am Vorabend der Wiederkehr ihres Gatten, den sie so sehnsüchtig erwartete? Den betete sie an, und sie ward von ihm angebetet! Nein, nein! noch einmal, das war durchaus unwahrscheinlich. Daher auch redete man bloß beiläufig von dieser Möglichkeit, während das geheimnißvolle Ereigniß tausenderlei Vermuthungen aufkommen ließ.

Bei Tagesanbruch war bereits alles in Bewegung. Von den Dienern und Gästen waren die einen in den Wald zurückgekehrt, die anderen streiften die Umgegend durch. Die Nachricht verbreitete sich schnell im ganzen Lande: eine allgemeine Bestürzung. Es wurde eine Treibjagd veranstaltet. Man mußte sich sagen, daß die junge Frau schließlich doch aufgefunden werden mußte, todt oder lebendig. Allein gegen Mittag sah man die jungen Leute wiederkommen, müde und entmuthigt. Niemand hatte was gefunden!

Inmitten der betrübten Trostlosigkeit sah man auf einmal einen Stadtwagen vor der Freitreppe anfahren. Ein Seeoffizier stieg aus, schwang sich pfeilschnell die Stufen empor, betrat das Schloß, wie wenn er dort zu Hause wäre und rief den ihm Begegnenden lustig zu:

— Wo sind sie? wo sind sie? . . . Wie kommt es, daß ich niemand am Bahnhof getroffen habe? . . .

— Herr Gaston! es ist Herr Gaston! wiederholten die verstörten Bedienten, indem sie alle nacheinander dem Seemann aus dem Wege gingen; denn keiner hatte das Herz, ihm die unglückliche Nachricht mitzutheilen.

Das war der Gatte der Frau v. La Roche. Bei dem überraschenden Vorfall hatte man ihn so wie so vergessen. Da niemand am Bahnhof gewesen, hatte er einen Wagen gemietet und war herbeigeeilt.

— Wie! . . . was soll das? . . . wieder einer verschwindet! . . . Ei! liegt denn eine Fallbrücke hinter all' den Leuten da!

Wie er die große Treppe emporstieg und

den Hausgang durchschritt, schlossen sich die halbgeöffneten Thüren ihm vor der Nase zu. Er kam bis zur Thüre des Zimmers seiner Frau. Dort fand er Herrn v. Espérac stehend, bleich, träumerisch, mit verweinten Augen... Er ahnte ein Unglück.

— Jeanne! schrie er.

Da sein Schwiegervater ihm nicht rasch genug antwortete, schob er ihn mit Gewalt auf die Seite, stürzte in das Zimmer und, niemand dort findend:

— Gestorben! . . . schrie er wieder.

Der unglückliche Vater erhob die Augen zum Himmel.

— Ich weiß es nicht! antwortete er mit erstickter Stimme. Auf meine Ehre, ärmstes Kind, ich weiß es nicht.

Jetzt begann er, eilig zu erzählen.

— Gestern . . . es war gestern . . . Die Jagd . . . Das Jagdhaus . . . Jeanne verschwunden...

Der Offizier, außer Athem, hörte zu, wußte aber nicht, ob er recht verstand. Als er im Klaren war, schüttelte er sich, gleich als wollte er den gräßlichen Alp von sich schleudern.

— Man muß gehen, eilen, suchen! . . .

Man erzählte ihm alle schon gemachten Versuche, die im Niederholz veranstaltete Treibjagd, das Absuchen des Weiher's.

— Ah! da weiß ich sie wohl zu finden, ich! rief er mit jenem übermenschlichen Vertrauen, das nur die Jugend und die Liebe geben können.

Aber leider! weder Jugend noch Liebe, so scheint es, führen unfehlbar zum Ziele. Wie in der Nacht, so auch bei hellem Tage verrieth der Wald sein Geheimniß nicht. Das Jagdhaus wurde auf's neue durchsucht, ein Zimmer nach dem andern, löste aber das Räthsel nicht.

In der allgemeinen Verwirrung erschien nun auch in Hohenthal das Gericht, vertreten durch einen jungen Substituten des kaiserlichen Staatsanwaltes. Das wunderliche Verschwinden der Frau v. La Roche war bis nach Angers gekommen, und die Staatsanwaltschaft sah sich veranlaßt, eine Untersuchung einzuleiten.

Dieser Substitut war gerade ein alter Studienkamerad des Gaston v. La Roche. Der Seemann war mit ihm befreundet geblieben.

Dieser Umstand hinderte den Beamten aber keineswegs, die Untersuchung recht gründlich und streng durchzuführen. Sämmtliche Gäste von Hohenthal wurden nacheinander ausgefragt, und mußten sie deswegen ihre Abreise aufschieben; auch Herr v. Espérac, die Dienerschaft und die Bevölkerung der Dörfer wurden ins Verhör genommen. Er stellte die veränglichsten Fragen und wagte sogar gewisse Vermuthungen auszusprechen, durch die er den geheimsten Gedanken eines jeden auf den Grund kommen wollte. Niemand störte sich daran, und niemand fühlte sich beleidigt; denn man weiß, daß eine Magistratsperson keine Empfindlichkeit schonen darf. Wenn es einem Beamten nicht verboten ist, sich in seinen Amtsverrichtungen zuvorkommend zu zeigen, so ist ihm wenigstens nicht erlaubt, Rücksicht auf die hohe und ehrenhafte Stellung der vor ihm erscheinenden Personen oder auf Freundschaftsverhältnisse mit den Leuten im Hause, wo die Enquête stattfindet, zu nehmen. Die Gerechtigkeit muß unbeweglich und unerbittlich sein.

Aus der Untersuchung ergab sich für den Substituten, daß am Tode der Frau v. La Roche niemand ein Interesse habe, und daß ihr plötzliches Verschwinden lediglich einem Unglücksfall, nicht einem Verbrechen, zuzuschreiben sei.

Drei Tage, drei sterbenslange Tage vergingen so ohne weiteres Resultat. Das Geheimniß schien die Geschichte mit einem ewigen Schleier umhüllen zu wollen.

Am vierten Tage hatten Gaston und der Staatsanwaltsvertreter gewohnheitsmäßig ihre Schritte dem Walde zugewendet; einmal dort angelangt, führte sie der Spaziergang ganz natürlich zum Teich. Die Sonne war frühe aufgegangen, der Reif wich unter ihren Strahlen; die Dünste, wie das in solchen Fällen fast immer geschieht, erhoben sich vom Erdboden und verwandelten sich in dichte und drohende Wolken. Der Wald war düster, und der Wind brauste weheklagend zwischen den gänzlich entblätterten Bäumen, deren Laub den Boden mit einem dicken, gelbrothen und feuchten Teppich bedeckte. Die todtten Zweige krachten unter den Füßen der beiden Spaziergänger, die nebeneinander hermarschierten, ohne viel zu sprechen: der eine traurig, tiefsinnig, wie vom

Schmerz betäubt; der andere, die Trauer schonend, da kein menschliches Wort sie trösten konnte.

Im Augenblick, da sie zum Teich kamen, begann es zu regnen, ein großer Gewitterregen, der das faulende Wasser unter den Weiden peitschte und die glattweißen Stämme der Birken mit dunkleren Streifen bemalte; eine wahre Wasserhose, die, vom Sturmwind getrieben, rasend auf dem stillen Weiher wirbelte, und die beiden Männer beinahe in den Abgrund des Teiches riß, der auf einmal einem stürmischen Meere ähnlich geworden. Im selben Augenblick klammerten sich die beiden Freunde an die Bäume des Ufers und, als sie wieder zu Athem kamen, rief Gaston, der durch diesen heftigen Stoß aus der Fühllosigkeit, worin sein Leib und seine Seele seit vier Tagen erstarrt waren, aufgeschreckt worden:

— Freund, wir müssen schnell zum Jagdhaus und dort Schutz suchen....

Und sie gingen mühsam, unter dem Stosswind gebeugt, vom Regen verblindet, vom Lärm der krachenden Nester betäubt, zwischen den hohen Baumstämmen dahingleitend; nach einer langen Viertelstunde kamen sie zur lichten Waldstelle, wo sich das Jagdhaus erhob. Es war die höchste Zeit: im Augenblicke, da sie eiligst eintraten und hinter sich die Thüre zumachten, brach das Gewitter erst recht los, und zwar mit einer fürchterlichen Heftigkeit, wie die herbstlichen Orkane bisweilen auftreten und die Bäume abbrechen und den Wald mit Trümmern anfüllen. Wer in das wüthende Gewitter gerathen wäre, hätte das Schlimmste zu gewärtigen gehabt.

Die beiden Freunde athmeten deshalb frei auf, und Herr v. La Roche beeilte sich, im untern Saale Licht und Feuer anzuzünden, um seine und des Freundes Kleider zu trocknen. Das war keine zwecklose Mühe, denn sie waren beide bis auf die Haut durchnäßt. Während draußen das Wetter tobte, das Niederholz krümmte und die Eichbäume ausriß, setzten sie sich zum Feuer, um das Nachlassen des Windes und des Regens abzuwarten. Durch die angenehme Wärme neu belebt, plauderten sie nun ganz vertraulich miteinander. Gaston erzählte von seiner Reise, von seiner Hochzeit; wie das liebe, betrauerte Geschöpf so gut, so ver-



Aus dem leeren Raum zwischen der Wand und dem Divan erhob sich nämlich eine Erscheinung....

ständig, so zuvorkommend, so liebenswürdig gewesen; wie sich beide die größte Freude von der so sehnsuchtsvoll erwarteten Rückkehr versprochen....

Der Beamte hörte ihm still zu; denn er wußte wie solche Vertraulichkeiten eines schmerz-erfüllten Herzens wohlthuend wirken, eines Herzens, das seine Träume auf einmal in nichts zerfallen und all' sein Glück zerrinnen gesehen. Seinerseits erzählte er dann seine eigene Geschichte, wie seinem Fortkommen allerlei Schwierigkeiten entgegengestanden, wie aber auch nach der Ueberwindung der Hindernisse die Freude gekommen, mitsammt der unbeschreiblichen Wonne der Arbeit und den befremdlichen Entdeckungen, welche für den fleißigen Beobachter herbeigeführt werden durch das fortwährende Bedürfnis nach dem Suchen des Beweggrundes einer jeden guten oder schlechten Handlung: eine Art Section des menschlichen Herzens, wobei der Richter auch ein Skalpiermesser gebraucht, wie ein Arzt, der in einer Leiche die Ursache der Zerletzung herauszufinden sucht.

Beide Freunde blieben so eine lange Stunde beisammen sitzen, indem sie sich ihre Empfindungen einander mittheilten und in ihren Erinnerungen weit zurückgriffen, während ihr Schatten, beim Schein des einzigen auf dem Mantel des Kamins brennenden Kerzenlichtes sich fantastisch und übermäßig groß an der Wand abzeichnete.

Währenddessen hatte der Sturmwind ein wenig nachgelassen, und der Regen peitschte nicht mehr die Läden der Fenster; die Luft war auch nicht mehr vom Blitze durchzuckt. Als der Substitut aufstand und hinausschaute, war der Himmel so hell und klar, wie am Morgen.

— Mein Freund, sprach er, laßt uns fortgehen. Die Luft ist aufgeheitert... Vergessen wir nicht, daß wir vier Stunden von Hohenthal entfernt sind und daß die Wege abscheulich sein müssen. Außerdem gestehe ich dir, daß ich beim Fortrücken der Ehzeit einen gierigen Appetit habe.

Gaston stand wie mit Widerwillen auf. Das Feuer war nahezu ausgebrannt; kaum blinkten noch einzelne Funken aus der Asche. Maschinenmäßig nahm er den großen Feuerdeckel

und legte denselben auf die glühenden Kohlen, um jeder Feuersbrunst vorzubeugen, wie man stets beim Verlassen des Jagdhauses zu thun pflegte.

Als dies geschehen war, sagte er laut seufzend:

— Na! wir wollen jetzt gehen..

Der Beamte hatte bereits den Griff der Thüre in der Hand. Plötzlich, im Augenblick, da der Offizier das Licht auszublafen gedachte, sprach er:

— Wenn ich bedenke, daß sie hier verschwunden ist... ja, hier selbst!... Siehe da! ich glaube, daß ich auch hier... wahnsinnig werde! Sie nicht wiederfinden können! Nichts verstehen an dem furchtbaren Geheimniß!... Das Feuer habe ich zugedeckt — mit Unrecht! Ich möchte aus diesem verfluchten Jagdhaus einen großen Trümmerhaufen machen!... Das wäre wenigstens der Scheiterhaufen der Bestattungsfeier!

Er sprach sich in eine große Erregung hinein. Sein Freund versuchte ihn durch tröstliche Worte zu beschwichtigen. Der junge Mann aber entriß sich der liebevollen Umarmung, ging durch den Saal und, indem er der Thüre des anliegenden Boudoirs einen Stoß gab, schrie er:

— Eine Minute!... bloß eine Minute... laß mich dem Orte Lebewohl sagen, wo sie zum letzten Male auf der Welt gesehen worden!

Als der Beamte, mit dem Licht in der Hand, in das dunkle Zimmer eintrat, meinte er einen Augenblick, der Seemann auch wäre verschwunden; denn er sah ihn nirgendwo. Es herrschte übrigens die größte Unordnung im Boudoir. Da er den Lärm ersichtlicher Seufzer hörte, erhob er das Licht über seinen Kopf empor. Er gewahrte dann, daß die Stoßseufzer aus der alkovenförmigen Vertiefung kamen, wo der niedere Divan stand. In der Eile des Suchens hatte man die Kissen und Teppiche mit märchenhafter Unordnung auf dem Divan selbst angehäuft; zwischen demselben und der Hinterwand war ein leerer Raum. Gaston lag ausgestreckt auf dem Divan, verbarg das Gesicht in den Kissen, die er in den Zuckungen seines Schmerzes zerbiß; er weinte bittere Thränen, es war herzbrechend.

— Jeanne! wo bist du?

Der Substitut fühlte sich bewegt, überwand

aber die Bewegung, trat näher und rief mit einer gewissen Barschheit, was die Vertraulichkeit ihrer Freundschaft ja gestattete:

— Gaston! . . . Na denn, mein Freund! wir können ja nicht ewig da bleiben! . . . Steh' auf! sei Mann! zum Teufel!

Zawohl, Du hast recht . . . ich denke nur an mich, an meinen Kummer. Ich vergesse, daß du auch da bist und daß Du keine so liebe Frau verloren hast, Du! . . . Ja, um sie wiederzusehen, würde ich, glaube ich, gerne das Leben geben.

Der Freund hatte bereits die Antwort auf den Lippen, als auf einmal etwas so Außerordentliches vorfiel, daß das Licht ihm beinahe aus der Hand glitt und daß seine Kopfhaare sich emporsträubten, wie wenn sie von einem großen Winde geschüttelt wären. Aus dem leeren Raum zwischen der Wand und dem Divan erhob sich nämlich eine Erscheinung . . . ein Frauengesicht, bleich, aber reizend schön, dessen himmelblaue Augen etwas starr um sich schauten . . . Und plötzlich hörte man eine bewegte halbverdeckte Stimme, die wie aus dem Grab, aus dem Jenseits herüberzurufen schien:

— Gaston!

Indem sie sich halb aufrichtete, hängte sich die junge Frau an die zitternden Hände des Seemannes, dessen Freude und, sagen wir es nur, dessen Schrecken so groß waren, daß er kein Wort fand zum Begrüßen der seltsamen Auferstehung, die er, einen Augenblick vorher, selbst heraufbeschworen hatte.

Doch diese Starre schwand mit Blitzschnelle. Indem er sie erkannte, ihr Händedrücken fühlte, den Athem ihres Mundes empfand, begriff er, daß sie lebte, daß sie ihm zurückgegeben war. Wie einst Orpheus beim Wiederfinden seiner Eurydice, stürzte er sich wie verrückt auf seine Theuerste, nahm sie in seine Arme und trug sie mit einem Freudengeschrei fort von der verfluchten Stelle.

Rasch wurde das Feuer wieder angezündet, und die braven Leute setzten sich davor, die junge Frau in der Mitte: sie war noch zu schwach zum Reden, aber glücklich ob der Wiederbelebung. Wegen des vor seinen Augen geschehenen Wunders noch völlig betäubt, und weil die Stunde der Aufklärungen nicht ge-

kommen schien, erbot sich der Substitut, nach dem nächsten Dorfe zu gehen und dort einen Wagen zu holen, um Frau v. La Roche nach Hohenthal zu fahren. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sein Anerbieten genehm war, und wie die junge Frau, durch ein kleines Mahl im Dorfe bereits gestärkt, im Schlosse aufgenommen wurde. Ein nicht endenwollender Jubel! Erst abends, als sie sich von den vielen Erschütterungen erholt und zwischen ihrem Vater und ihrem Gemahl Platz genommen hatte, konnte sie den Gästen zu Hohenthal das erstaunliche Abenteuer erzählen, das für sie so verhängnisvoll fast geworden wäre.

— Erregt durch die Ermüdung, welche ich freiwillig zum Zeitvertreib während des langweiligen Wartens gesucht hatte, so erzählte sie, fühlte ich bei Tisch ein großes Bedürfnis nach Ruhe und, ohne bemerkt zu werden, zog ich mich in das Boudoir zurück, um mich auf den Divan auszustrecken. Der Kopf that mir weh und ich empfand eine große Abspannung all' meiner Nerven. Als man das Zeichen zum Weggehen gab, wollte ich aufstehen; da ergriff mich ein Schwindel, und ich fiel zurück. Mich meiner Schwäche schämend, machte ich eine zweite Anstrengung und lehnte mich an die Wand, um das Emporrichten zustande zu bringen.

Diese Bewegung war mein Verderben. Der Divan stand auf Rollen: dadurch, daß ich mich gegen die Wand stemmte, wurde er in die Mitte des Alkoves vorgeschoben, und ich fiel in den leeren Raum, der sich so zwischen dem Möbel und der Wand gebildet hatte. Ich war mir meiner Lage völlig bewußt, sowie auch der Schwierigkeit, allein herauszukommen. Ich wollte beschwören um Hilfe rufen . . . meine Stimme kam nicht heraus . . . eine absonderliche Betäubung bemächtigte sich meiner ganz und gar. Es war mir, als ob ich sterbe, und ich muß wirklich das Bewußtsein vollständig verloren haben, denn ich hörte unsere Gäste nicht weggehen. Eine furchtbare Kälte weckte mich. Wenn ich sage „weckte mich“, so ist das Wort nicht richtig; denn kein einziges meiner Glieder regte sich . . . Mein Hirn allein lebte und hatte eine klare Vorstellung von allem. Eine tiefe Stille ringsum, düstere Nacht überall. Das dauerte so Stunden oder Tage, ich weiß

es nicht... es war mir unmöglich, darüber klar zu werden. Plötzlich drang ein Hörnerschall an mein Ohr, dann hörte ich die Thüren aufmachen; Schritte ertönten in meiner Nähe und über mir; Stimmen riefen mich und ich erkannte diejenige meines Vaters, welche durch die Erregung sehr verändert war... Ich wollte rufen, antworten, schreien... unmöglich! Sogar als man das Zimmer betrat, wo ich lag, als man Kissen und Decken aufhäufte, konnte ich keinen Finger meiner Hand bewegen... Welch' eine Angst! Es war mir klar, daß ich dort sterben müßte, wenn Gott mich nicht retten würde, und ich richtete an ihn ein herzinniges Gebet... Ich erinnerte mich, schon mehrfach von Leuten gehört zu haben, die in Starrsucht verfallen gewesen, und meine Angst wurde um so gräßlicher... In zweien Malen hörte ich, daß man mich suchte, und zweimal war ich in der furchtbaren Beängstigung, den Suchenden nicht antworten zu können... Doch endlich hatte Gott Erbarmen mit mir, gewiß weil mein Mann, vom Gewitter ins Jagdhaus getrieben und diesen Ort nicht zu verlassen vermögend, zu mir kam und gleichsam auf meinem Grabe weinte. Als ich ihn so nahe bei mir schluchzen hörte, sprang mir das Herz, ein heftiger Stoß rüttelte mich auf, es riß etwas entzwei in mir, und ich erwachte.

So war nun das Verschwinden der jungen Person aufgeklärt, und man kann sich denken, wie lebhaft das seltsame Ereigniß während der drei angstvollen Tage erörtert wurde.

Nicht so leicht klärte sich die Heimkehr des Pferdes der Frau v. La Roche auf. In Bezug auf diesen Punkt kam man über einfache Vermuthungen nicht hinaus. Man nahm jedoch an, das Pferd habe seinen Riemen abgerissen und sei im Wald umhergeirrt. Als beim Weggehen die Knechte dasselbe nicht antrafen,

glaubten sie, einer ihrer Kameraden habe es besorgt, und weil jeder auf den andern zählte, nahm man seine Abwesenheit nicht wahr. Die einbrechende Dunkelheit, die Raschheit der Abreise, die Ueberstürzung der Diener beim Aufräumen der übrig gebliebenen Eßwaaren thaten das Ihrige dazu. Später, als das Pferd zur Stelle zurückkam, wo es die anderen zurückgelassen hatte, und dieselben nicht wiederfand, muß es ihnen auf der wohlbekannten Straße nach Hohenthal gefolgt sein, und hier hat es dann dem Dienstpersonal Furcht und Schrecken eingejagt. Uebrigens, da nun alles für jedermann gut abgelaufen, war an dieser Einzelheit nicht viel gelegen, wie sich der Substitut einsichtsvoll aussprach.

Seine Aufgabe war somit erledigt, und in Gesellschaft des Hausarztes der Familie von Espérac begab er sich an die nächstgelegene Bahnstation.

— Ist das ein sonderbares Abenteuer, sagte er, und die junge Frau v. La Roche hat Glück gehabt! denn offenbar hat uns Gott noch einmal ins Jagdhaus geführt, Gaston und mich. Im Starrschlaf lebt man ja nicht ewig. Was halten Sie davon, Herr Doktor.

— Ich denke, erwiderte der Arzt, daß die arme Frau dort hätte ganz gut sterben können und daß man beim nächsten Jagdausflug bloß noch eine Leiche gefunden haben würde. Schließlich kann man mit Shakespeare sagen: Ende gut, alles gut! Trotzdem, fügte er hinzu, ist das ein absonderlicher Fall von Starrsucht! Ueberreizung der Nerven... Spannung des Geistes... wer weiß was es eigentlich war? Mit den Frauen, sehen Sie, weiß man nie...! Und die Wissenschaft hat alltäglich derartige Ueberraschungen, die den klügsten Beobachter irreführen. Immerhin, das sage ich noch einmal, ist das ein absonderlicher Fall von Starrsucht!

Naturgeschichte.

Chinchilla (Hasenmaus.)

Die Chinchilla ist ein Säugethier aus der Ordnung der Nagethiere und der Familie der Chinchillen kaninchenähnlich mit dickem Kopf;

großen, abgerundeten Ohren, fünfzehigen, Vorderfüßen und vierzehigen Hinterfüßen, letztere sind länger; buschigem, langem, nach oben gekrümmtem Schwanz, und dichtem, weichem, wolligem Pelz. Sie lebt in Südamerika gesellig